

2022

Ökumenische Akzente

- Migration und interkulturelle Kirchenentwicklung
- Ökumene der Sendung
- Tischkultur - Gesprächskultur
- Personalia



Ökumene

EVANGELISCH-LUTHERISCHE
LANDESKIRCHE HANNOVERS



Haus kirchlicher Dienste

Ökumenische Akzente – Ausgabe 2022

Herausgeber: Haus kirchlicher Dienste der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers

Redaktion: Woldemar Flake, Arbeitsfeld Ökumene im Haus kirchlicher Dienste

Verantwortlich: Woldemar Flake, HkD (V.i.S.d.P.)

Hausanschrift: Archivstraße 3, 30169 Hannover | **Postanschrift:** Postfach 2 65, 30002 Hannover

Fon: 0511 1241-458 | **Fax:** 0511 1241-499 | **E-Mail:** oekumene@evlka.de

Internet: www.kirchliche-dienste.de/oekumene

Titelbild: Pixxsa, Adobe Stock

Satz und Layout: HkD (13486)

Druck: MHD Druck und Service GmbH, Hermannsburg; gedruckt auf Recyclingpapier aus 100% Altpapier

Auflage: 1300

2022

Ökumenische Akzente

Migration und interkulturelle Kirchenentwicklung
Ökumene der Sendung
Tischkultur - Gesprächskultur
Personalia

Inhalt

Editorial	4
-----------------	---

Migration und interkulturelle Kirchenentwicklung

• Migration menschenwürdig gestalten <i>Sabine Dreßler</i>	7
• Interkulturelle Erkundungen: Drei Hearings und eine Befragung <i>Lars-Torsten Nolte</i>	10
• Chinesisch-deutsche Kirche in Wolfsburg <i>Jens-Michael Schützer</i>	13
• Eine Gemeinde wie ein Mosaik – Gemeindeentwicklung durch die Integration von Christen mit Migrationshintergrund in ländlichen Gemeinden Beispiel: Ev.-luth. St. Johannis Kirchengemeinde Haren (Ems) <i>Torben Rakowski</i>	16
• „Deutschland ist unser Jerusalem!“ Das International Gospel Center in Hannover <i>Woldemar Flake im Gespräch mit George Andoh</i>	21

Ökumene der Sendung

• Wenn es funkt Ökumenische Gemeinde 2.0 und 3.0 <i>Woldemar Flake</i>	27
• COMPASS Haus Nordhorn <i>Dorothea Währisch-Purz</i>	33
• Quaterly Hannover: Zu Besuch bei einem postkonfessionellen Gemeindeprojekt <i>Torsten Pappert</i>	34

- **Die Diözese Leeds: Auf dem Weg zu einer Mixed-Ecology Church**
Woldemar Flake im Gespräch mit Hayley Matthews36
- **Zukunftsräume: Immobilienprozesse im Bistum Hildesheim**
Christiane Müßig.....43

Tischkultur - Gesprächskultur

- **„Herein, herein, wir laden alle ein“?**
 Am Haus einer Eucharistischen Gastfreundschaft bauenn
Stephanie van de Loo.....49
- **Kirche und Demokratie: Die Emdener Synode 1571**
Günter Baum52
- **Gesprächskultur in der ACKN**
Matthias Blümel56

Personalia

- **Neuaufstellung des Ökumenereferats im LKA**
Dirk Stelter.....61
- **Abschied von der ACKN**
Woldemar Flake Gespräch mit Gabriele Lachner.....65
- **Der rote Faden Ökumene**
 Neue Diözesanbeauftragte für Ökumene im Bistum Osnabrück
Stephanie van de Loo.....69

Editorial



Liebe Leserinnen und Leser!


Kaum begannen wir, mit der einen Katastrophe gelassener umzugehen – gelassen hinnehmend, dass immer noch viel zu viele Menschen an Covid-19 starben – sind wir mit einer neuen Herausforderung konfrontiert: In der Überzeugung, dass nicht schießt, wer ins Gespräch verwickelt wird, wurden wir und unsere Politik getäuscht. Wie bleiben nun wir als Christenmenschen im Dialog angesichts von imperialistischem und kriegsverbrecherischem Denken und Handeln? Welche Haltung haben wir gegenüber denen einzunehmen, die den Eroberungskrieg gegen die Ukraine zum metaphysischen endzeitlichen Kampf gegen westliche Kultur und Werte überhöhen? Wir mussten es bei den Coronaleugnern und Verschwörungsmythikern fragen und fragen auch jetzt, wo der Dialog zu enden hat. Auf wessen Kosten signalisierten wir Verständnis und Offenheit für einen Diskurs? Und? Die Alternative für das Gespräch? Beides bleibt wahr: Offener Gewalt und offensichtlicher Lüge ist zu widerstehen, doch am Ende bleibt eine Verständigung ohne Alternative – hoffentlich nicht erst, wenn alle Seiten zu erschöpft sind, um weiter zu kämpfen.

Flucht als Migrationsgrund gerät jetzt wieder einmal in den Fokus, doch wir ahnen, dass wir uns erst am Beginn eines Zeitalters der Wanderungsbewegungen befinden. Unter der Überschrift „Migration und interkulturelle Kirchenentwicklung“ wird in diesem Heft zunächst ein neuer gemeinsamer Grundlagentext der Deutschen Bischofskonferenz und der Evangelischen Kirche in Deutschland vorgestellt. Die

anschließende Dokumentation des Hearings „You’ll never walk alone“ zu den Realitäten von Migration und Interkulturalität wird ergänzt durch den Blick auf drei modellhafte Beispiele interkultureller Kirchenentwicklung: Eine Chinesisch-deutsche Gemeinde in Wolfsburg, eine sich interkulturell entwickelnde Kirchengemeinde im Emsland und eine sich in ihrer Internationalisierung dem deutschen Kontext annähernde afrikanisch-stämmige Gemeinde in Hannover.

Das Programm einer „Ökumene der Sendung“ beschreibt das vom Arbeitsfeld Ökumene, den Missionarischen Diensten im Haus kirchlicher Dienste und den Partnern in den Bistümern und in der ACK in Niedersachsen vorangetriebene Ökumeneverständnis: Ökumene schaut heute weniger zurück auf die konfessionellen Spaltungen der Vergangenheit, sondern blickt auf den vor den Kirchen liegenden gemeinsamen Weg. Landesbischof Ralf Meister schenkte uns vor zwei Jahren in einem Interview den schillernden Begriff einer „ökumenischen Gemeinde“. Ein offener Begriff, dessen Definition nicht festliegt, der aber dazu anregt, Ökumene weiter zu denken als bisher. Was konnten wir in der Vergangenheit an den Ökumenischen Kirchenzentren lernen? Gibt es weitere Beispiele für ökumenische Gemeindeformen? Ja, die gibt es schon jetzt! Wir haben hingeschaut und stellen auch die Frage, was noch kommen muss und in welchen Bereichen „Ökumene der Sendung“ konkret werden kann.

Als dieses Heft geplant wurde, wussten wir nichts vom bevorstehenden Krieg und dem



vorläufigen Ende vieler Dialoge. Ein Unterkapitel dieser Ausgabe der Ökumenischen Akzente trägt die Überschrift „Tischkultur – Gesprächskultur“. Drei Beiträge sind unter dieser Überschrift im hinteren Teil dieses Heftes zusammengestellt: Der erste dazu, wie im Bistum Osnabrück die Studie „Gemeinsam am Tisch des Herrn“ des Ökumenischen Arbeitskreises evangelischer und katholischer Theolog:innen (ÖAK) und die Überlegungen zu einer offiziell ausgesprochenen eucharistischen Gastbereitschaft diskutiert werden. Ein weiterer Artikel erinnert an die Emdener Synode von 1571 und beleuchtet ihre Auswirkungen auf die Entwicklung demokratischer Strukturen. Und schließlich geht es um die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Niedersachsen und die in ihr über Jahre entwickelte und gelebte Kultur des geschwisterlichen und achtsamen Gesprächs.

Am Ende schließlich kommen einzelne niedersächsische Akteure der Ökumene zu Wort, die sich vorstellen oder die wir nach langem segensreichen Wirken verabschieden müssen.

Ich wünsche eine anregende Lektüre und freue mich auf Ihre Rückmeldungen!

Herzliche Grüße,
Woldemar Flake

PS: Noch ein Hinweis. Aktuelle Stellungnahmen und Einschätzungen zum Krieg in der Ukraine sowie viele hilfreiche Hinweise für Hilfsmöglichkeiten finden Sie auf der Internetseite der Landeskirche Hannovers unter der Überschrift „Hilfe für die Ukraine“ (<https://www.landeskirche-hannovers.de/evlka-de/presse-und-medien/frontnews/2022/02/24>)



Migration und interkulturelle Kirchenentwicklung

Migration menschenwürdig gestalten¹

Sabine Dreßler²

Im Oktober 2021 wurde – beinahe 25 Jahre nach dem Erscheinen des ersten gemeinsamen Migrationswortes der Kirchen – ein neuer Grundlagentext zu einer der größten Herausforderungen für Kirche, Politik und Gesellschaft, die Gestaltung von Migration, veröffentlicht.

Zur Ausgangslage

Wurde der erste Text noch innerhalb der damaligen Debattenlage veröffentlicht, ob Deutschland ein Einwanderungsland sei und blieb damit eher auf der nationalen Perspektive, erfordern die drastischen Veränderungen hinsichtlich Migration inzwischen eine viel weitere Perspektive. So nimmt der aktuelle Text die globalen Migrationsprozesse in den Blick und versucht, auf der Grundlage biblisch-theologischer Einsichten, sozialetischer Reflexionen und kirchlicher Erfahrungen Positionen zu entfalten und Orientierung zu geben. Immer orientiert an der Grundfrage, wie sich

Migration so gestalten lässt, dass die Würde der Menschen gewahrt bleibt.

Aus dem intensiven Arbeitsprozess einer von den Kirchen eingesetzten Arbeitsgruppe – begleitet von einer internationalen wissenschaftlichen Fachgruppe sowie u.a. von Expert*innen von Diakonie und Caritas – ist ein Buch von über 200 Seiten geworden. Aber keine Sorge: es kann durchaus in einzelnen Abschnitten gelesen werden oder z.T. auch als Nachschlagewerk zu aktuellen rechtlichen und politischen Grundfragen und Debatten genutzt werden. Und: auch wenn der Text einen Gesamtüberblick darstellt, kann jedes Kapitel für sich wahrgenommen werden und so z.B. auf bestimmte theologische, kirchengeschichtliche und ethische Diskussionen zugespitzt werden, die jeweils vor Ort in Kirchen und Gemeinden und einer interessierten Öffentlichkeit virulent sind. Zielgruppe des Textes sind Kirche und Gesellschaft gleichermaßen, da alle durch Vielfalt geprägt sind und Migration deshalb eine Gestaltungsaufgabe für alle darstellt.

Überblick zu den einzelnen Kapiteln

Kapitel II stellt kurz die *Entwicklungen der letzten beiden Jahrzehnte* dar und zeigt auf, welche Prozesse hinsichtlich „nachholender Integration“ vollzogen wurden, so dass sich nach und nach ein Selbstverständnis einer Vielfaltsgesellschaft herausbildet, auch wenn dies noch längst kein gesellschaftlicher Grund-

-
- 1 Migration menschenwürdig gestalten: Gemeinsames Wort der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland, Gemeinsame Texte Nr. 27, Hannover / Bonn 2021. Bezugsmöglichkeiten, kostenloser Download und Kurzzusammenfassung unter <https://www.ekd.de/migration-menschenwuerdig-gestalten-68831.htm>.
 - 2 Oberkirchenrätin Sabine Dreßler leitet das Referat Menschenrechte/Migration bei der EKD.

konsens ist und es deshalb vieler weiterer Anstrengungen auch der Kirchen bedarf. Benannt werden deshalb sowohl Erfolge im Bereich Integration, wie etwa die Verabschiedung eines Zuwanderungsgesetzes und die Reform des Staatsangehörigkeitsrechts. Gleichzeitig wird jedoch benannt, welche Versäumnisse noch immer bestehen und dass insbesondere Rassismus und rechtsextreme Gewalttaten eine akute Bedrohung der offenen Gesellschaft darstellen.

Der Blick in die Geschichte der *Entwicklung des Christentums und der Kirchen* (Kapitel III) zeigt, wie diese von Anbeginn durch Erfahrungen von Migration und Pluralität geprägt sind und immer sprachliche, kulturelle und politische Grenzen überschritten haben. Pluralität wird dabei schon als der „Normalfall der Schöpfung“ verstanden und entsteht nicht erst durch Migration und Zuwanderung. Wie sich in den jeweiligen Konfessionen internationale Gemeinden zu einheimischen und umgekehrt verhalten, wird besonders unter dem Aspekt ekklesiologischer Grundmuster und -konzepte (katholisch, orthodox, evangelisch, freikirchlich und andere) dargestellt. Klar ist, dass die Ermöglichung und Gestaltung kirchlicher Gemeinschaft unter den Vorzeichen von Pluralität und Interkulturalität eine bleibende Aufgabe für alle Beteiligten ist.

Das *biblisch-theologische Kapitel IV* zeigt, besonders in Aufnahme von Erfahrungen und Entwicklungen der letzten Jahrzehnte, wie sehr die biblischen Schriften über weite Strecken Migrationsliteratur sind. Diese stellen Grundfragen menschlicher Existenz und des Zusammenlebens, bis heute: Was ist der Mensch? Was ist gutes Leben? Was ist Gerech-



tigkeit? Wie geht man mit Fremden um? Wie lebt man in Verschiedenheit zusammen? Damit können auf aktuelle Fragen und Problemlagen aus biblisch-theologischer Perspektive konkrete Antworten gefunden werden. Migration kann dabei wie ein „Brennglas“ für die gesamte Gesellschaft wirken, durch das Stärken und Schwächen, die alle betreffen, deutlicher wahrgenommen werden. Und die Erfahrungen unzähliger Menschen von Pilgerschaft und Aufbruch, von Flucht und Exil, von Aufnahme und Sesshaftwerden haben Glaube, Spiritualität und damit auch die Theologie in grundlegender Weise geprägt.

Die vorgelegten *sozialethischen Orientierungen* (Kap V) entwickeln einen migrationsethischen Kompass, den es braucht, um verantwortliche Entscheidungen bei der schwierigen Gestaltung von Migration zu treffen. Die dafür erarbeiteten Leitorientierungen setzen, ausgehend vom biblischen Ethos der Nächsten- und Fremdenliebe, zuerst bei der Menschenwürde jedes und jeder einzelnen an. Gleichzeitig wird die komplexe Abwägung des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft, von partieller und Gemeinwohl-Perspektive benannt und versucht, diese in einen gerechten Ausgleich zu bringen. Klar ist: das ethische Ziel einer weltweiten Migrationsordnung sollte das Verhindern erzwungener Migration sein. Anders ausgedrückt: Nicht Migration, sondern die Ursachen einer von Gewalt oder Not getriebenen, unfreiwilligen Migration gilt es zu überwinden.

Die *politisch-rechtlich benannten Handlungsfelder* (Kapitel VI) zeigen u.a. Grundsätze und zugleich Herausforderungen in den Bereichen menschenrechtlicher Dimension von Migrationsfragen, internationaler Vereinbarungen in der Migrations- und Flüchtlingspolitik, hinsichtlich des komplexen Zusammenhangs von Migration und weltweiter Entwicklung als auch auf nationaler Ebene etwa von Integration, Sozialstaat und Einbürgerung auf. Die unbedingte und menschenrechtsbasierte Wahrung der Rechte von Schutzsuchenden und die Ausgestaltung einer notwendigen gemeinsamen europäischen Asylpolitik werden ebenso thematisiert wie der kirchliche Einsatz für einen Globalen Migrationspakt.

Kapitel VII beschreibt schließlich *kirchliches Handeln in der Migrationsgesellschaft* und

stellt dar, was den kirchlichen Einsatz kennzeichnet und wofür die Kirchen gemeinsam einstehen. Dazu gehören u.a. die grundsätzliche Begleitung von Menschen unterwegs und im Besonderen die von Geflüchteten, die sich Jesus Christus zuwenden, der Einsatz für Integration als einem wechselseitigen Prozess und eine gleichberechtigte Teilhabe aller, das Zusammenstehen gegen jedwede Form von Menschenverachtung und Rassismus, der Schutz der Religionsfreiheit, der Einsatz für das Kirchenasyl zur Abwendung humanitärer Härten, die konkrete Hilfe für Menschen in Seenot.

Die Beschäftigung mit dem Migrationswort lohnt also – spricht es doch vielfältigste Aspekte kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens an und versucht, auf einer gemeinsamen Basis die jeweils eigenen und besonderen Bedingungen wahrzunehmen und Orientierung für aktuelle und zukünftige Aufgaben in einer sich verändernden Welt zu vermitteln.

Interkulturelle Erkundungen: Drei Hearings und eine Befragung

Lars-Torsten Nolte

Im Jahr 2011 begannen die Arbeitsfelder Ökumene und Migration/Integration im Haus kirchlicher Dienste das gemeinsame Projekt „Gemeinden anderer Sprache und Herkunft (GASH) als ekklesiologisch-ökumenische Herausforderung für die Ev.-luth. Landeskirche Hannovers“ mit dem Ziel, die gegenseitige Kenntnis, das ökumenische Bewusstsein sowie gemeinsame Aktivitäten und Zusammenarbeit zwischen kooperationsbereiten GaSH und Gemeinden der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers zu fördern sowie die Ev.-luth. Landeskirche Hannovers praktisch-ekklesiologisch für die mit den GaSH gegebene kulturelle und ethnische Weite zu öffnen.

Ein Ergebnis dieser Arbeit war am 11.10.2014 die Gründung der Internationalen Konferenz Christlicher Gemeinden (IKCG), einem freien Netzwerk christlicher Gemeinden aus aller Welt, die untereinander und mit der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers eine ökumenische Zusammenarbeit vereinbart haben.

Die große Fluchtbewegung 2015 führte erfreulicherweise dazu, dass sich viele Kirchengemeinden für die ankommenden Menschen öffneten, sie vor Ort willkommen hießen und vielerlei Unterstützung organisierten. Noch nie gab es in Kirchengemeinden und kirchlichen Einrich-

tungen so viele und so intensive Begegnungen mit Menschen anderer Religionen, insbesondere mit Muslimen. Dabei wurden zahlreiche Gemeinden vom religiösen Interesse am Christentum, sehr persönlichen Konversionswegen und dem Wunsch nach Zugehörigkeit und Taufe überrascht.

Um diese neuen interkulturellen Erfahrungen wahrzunehmen und unseren landeskirchlichen Umgang damit zu reflektieren, konzipierten wir gemeinsam mit den Kollegen der Arbeitsfelder „Kirche und Islam“ und „Missionarischen Dienste“ eine dreiteilige Reihe von Hearings, in denen wir Expert*innen befragten, Erfahrungen austauschten und gemeinsam nach neuen Wegen suchen wollten.

Mit dem ersten Hearing am 4. September 2017 zum Thema „Konversion und Taufe“ wollten wir die Schnittfelder von politischen, interreligiösen und interkulturellen Fragen in diesem Zusammenhang betrachten. Deutlich wurde, dass bei einer Erwachsenentaufe, gerade wenn sie mit einer Konversion verbunden ist, sehr verantwortungsvoll gehandelt werden muss und wird. Dafür braucht es einen gemeinsamen katechetischen Weg zur Taufe und die regelmäßige Reflektion des eigenen Handelns. Sprach- und Kulturmittler sind notwendig, um sich besser kennen- und verstehenzulernen. Für die Neugetauften ist die geistliche und emotionale Beheimatung von besonderer Bedeutung. Welche Angebote und Beziehungen finden Sie

bei uns? Wo überfordern und wo verändern wir uns?

Diese und andere Fragen nahmen wir mit in das zweite Hearing „Getauft – und dann?“ am 7. Mai 2018, in dessen Mittelpunkt die interkulturelle Gemeindepraxis stand, die sich daraus ergab, dass Menschen mit Fluchterfahrung in unsere Gottesdienste kamen und mitunter bleibende Spuren hinterließen. In manchen Gemeinden entstand ein interkulturelles Gemeindeleben mit gemeinsamen Hauskreisen und besonderen Gottesdienstformen. Anhand von Praxisbeispielen diskutierten wir, wie sich die traditionelle Gemeinde verändert, wieviel kulturelle Vielfalt eine lokale Gemeinde vertragen kann und wie wir mit Konflikten und unterschiedlichen Vorstellungen in den Gemeinden umgehen können.

Es zeigte sich zum einen, dass es nicht immer leicht ist, die traditionelle Kerngemeinde interkulturell zu weiten. Zum anderen wurde aber auch der positive Ertrag durch diese Öffnung erkennbar.

Um unseren punktuellen Erfahrungen und gefühlten Eindrücken auch eine empirische Basis zu geben, starteten wir im Frühsommer 2019 eine telefonische Befragung von landeskirchlichen Kirchengemeinden/Pfarrämtern zu den Themen Kontakte oder Formen der Kooperation mit Internationalen Gemeinden, Gemeindeglieder mit Migrationshintergrund sowie Interkulturelle Öffnung und kulturelle/religiöse Vielfalt.

Die Befragung hat landeskirchenweit eine große Repräsentativität. Von 937 landeskirchlichen Gemeinden wurden 501 = 53,47%

befragt. In der Mehrzahl der Kirchenkreise konnten zwischen 40-60% der Gemeinden interviewt werden, am wenigsten im Kirchenkreis Peine (19%), am meisten im Kirchenkreis Bremerhaven (90%).

Zu den Ergebnissen: 35% kennen Internationale Gemeinden in ihrer Nachbarschaft, aber nur wenige kooperieren mit ihnen: 1/3 der 35% nutzen gemeinsam Räume und ¼ führt gemeinsame Veranstaltungen durch. Die Erfahrungen dieser gemeinsamen Aktivitäten werden von 82% positiv bewertet (gut/eher gut).

Christ*innen mit Migrationshintergrund in ihrer Gemeinde kannten 82% der Befragten. Allerdings sind die konkreten Zahlen in den jeweiligen Gemeinden sehr unterschiedlich. Immer wieder wurden Russlanddeutsche genannt, die sicher die größte Gruppe von eingewanderten Christ*innen in unseren Gemeinden sind.

Höchst erfreulich zeigt sich, dass 77% der Gemeinden sich in der Arbeit mit Geflüchteten ab 2015 engagierten. In 32% der Gemeinden kam es zu Taufen von Geflüchteten, allerdings waren die Zahlen insgesamt eher klein (i.d.R. 1-10 Taufen). 60% der Taufgemeinden hatten noch Kontakt zu den Getauften, 50% davon waren aktiv am Gemeindeleben beteiligt.

Einen Veränderungsbedarf für unsere Landeskirche angesichts der gewachsenen kulturellen und religiösen Vielfalt in Deutschland sehen 56% der Befragten. Allerdings sind konkrete Schritte einer interkulturellen Weitung der gemeindlichen Arbeit bisher eher wenig versucht worden. Das liegt sich auch daran, dass zwar 33% eine Interkulturelle Entwicklung als Chance sehen, aber mehr als 50% der Meinung

sind, dass sich Chancen und Herausforderungen die Waage halten.

Den momentanen Schlusspunkt unserer Reihe von Hearings setzte dann die Veranstaltung „'You'll never walk alone'. Analyse und Potenziale interkultureller Öffnung.“ am 17.9.2021, in der wir die Ergebnisse der o.g. Befragung diskutierten und gemeinsam mit Vertreter*innen von Kirche und Politik nach den Beiträgen und Potentialen interkultureller Öffnungsprozesse für Kirchen und Gesellschaft fragten.

Wenn wir als Kirche nicht den Anschluss an die sich wandelnde und religiös und kulturell pluraler werdende Gesellschaft verlieren wollen, müssen wir uns der Realität der Einwanderung als einem Megatrend stellen. Unsere Landeskirche muss bewusster und deutlicher interkulturell anschlussfähig werden. Interkulturelle Entwicklung ist eine aktuelle Aufgabe: Wir öffnen uns für Christ*innen mit Einwanderungsgeschichte – sowohl für solche, die bereits Mitglieder der Landeskirche sind, als auch für solche, die es sein könnten. Wir fördern deren innerkirchliche Teilhabe und bringen ihr missionarisches Potential zur Wirkung.

Gleichzeitig verstärken wir die Kooperation mit Christ*innen mit Migrationsgeschichte, die sich in eigenen internationalen Gemeinden organisieren, und stärken damit die Präsenz des Christlichen in unserem Bundesland.

Die Bewegung, dass unsere Landeskirche bewusster und deutlicher interkulturell anschlussfähig wird, geht sinnvollerweise damit einher, dass die Landeskirche bewusster und deutlicher ökumenisch offen wird. Die Landeskirche verstärkt mit anderen ACKN-Mitgliedskirchen die

Zusammenarbeit im Sinne einer Ökumene der Sendung. Sie setzt bei der Frage an: Wie können wir unser Miteinander nutzen, um unserem gemeinsamen Auftrag, unserer gemeinsamen Sendung besser nachzukommen? Das schließt ein, dass wir uns im Blick auf interkulturelle Öffnung untereinander austauschen.

Ein aufmerksamer Blick in die Mitgliederlisten unserer landeskirchlichen Gemeinden wird zeigen, dass der Anteil von Christ*innen mit Migrationshintergrund in diesen größer ist als wir denken, wenn wir nur auf die Teilnehmenden und Mitwirkenden bei gemeindlichen Veranstaltungen und Gottesdiensten schauen. Die schon häufig beklagte Milieuerengung unserer Gemeinden bildet sich auch im Blick auf diese Zielgruppe ab. Im Wesentlichen wird unsere Landeskirche als eine monoethnische, „weiße“ Kirche wahrgenommen, gerade auch intern.

Dabei können wir für eine interkulturelle Weitung auf Ressourcen zurückgreifen, die in der christlichen Tradition begründet liegen. Wir müssten sie nur neu entdecken und erkennen, dass die weitgehende demographische Homogenität unter unseren Mitgliedern geschichtlich bedingt ist. Sie ist kein Wesensmerkmal von Kirche. Eine bestimmte Sprache zu sprechen, einer bestimmten Kultur zuzugehören oder Teil eines bestimmten Volkes zu sein, sind keine Voraussetzungen der Kirchenmitgliedschaft. Auch hierbei kann ökumenischer Austausch helfen.

Dafür zu werben, die Wahrnehmung und die entsprechende Bewusstseinsbildung zu unterstützen, die innerkirchliche Teilhabe von Christ*innen mit Migrationsgeschichte zu fördern und deren Leitungskompetenz zu stärken, sind wichtige Anliegen und Ziele unserer Arbeit.

Chinesisch-deutsche Kirche in Wolfsburg

Jens-Michael Schütz

Die Stadtmission Wolfsburg wurde im Winter 1946/47 in der damals noch ganz jungen Stadt Wolfsburg gegründet. Schon in der Gründung ist die kulturelle Offenheit angelegt. Es waren Flüchtlinge aus Ostpreußen, die mit einer kleinen Bibelstunde anfangen, aus der dann die Stadtmission entstanden ist. Das Ziel: Menschen, die ihre Heimat verloren hatten, eine neue Heimat in örtlicher und geistlicher Hinsicht zu geben.

Heute ist die Stadtmission Wolfsburg e.V. eine selbstständige Gemeinde innerhalb der Evangelischen Landeskirche von Hannover. Die Gründerväter hatten ihre geistlichen Wurzeln im innerkirchlichen Pietismus. Daher rührt auch die Einbindung in den Gnadauer Verband. In ihrer Geschichte spielte die DNA, die in ihrer Gründung liegt, immer wieder eine Rolle. So war es aus dieser Perspektive kaum verwunderlich, dass es eine große Offenheit für den Start einer chinesischen Arbeit in der Stadtmission gab. Wie kam diese zustande?



2009 kam ein chinesisches Ehepaar nach Wolfsburg mit dem Ziel eine Arbeit unter Chinesen aufzubauen. Erkang Yu, die Frau von Dachuan Yi, arbeitete schon einige Jahre in Wolfsburg und beobachtete, dass mit ihr auch viele andere Chinesen in dieser Stadt arbeiteten. Sie und ihr Mann fühlten sich von Gott berufen, diesen Chinesen zu dienen. Auf der Suche nach geeigneten Räumlichkeiten zur Gründung einer chinesischen Gemeinde stießen sie auf die Stadtmission. Innerhalb eines Jahres entwickelte sich eine intensive Zusammenarbeit. Hier kam es nicht zu dem klassischen Modell der Untermiete, wie es bei Migrantengemeinden in Deutschland oft üblich ist. Von Anfang an war es Ziel der Stadtmission, die chinesische Arbeit zu integrieren. Aufgebaut ist diese Arbeit ähnlich wie die Gründungsarbeit der Stadtmission 1946. Zunächst steht das Heimatgefühl klar im Fokus. Die chinesischen Mitbürger suchen nach kulturellem Halt. Dies wird ihnen durch das wöchentliche Treffen angeboten. Jeden Freitag findet ein chinesisches Treffen in der Stadtmission statt. Es wird chinesisch gesprochen und traditionell chinesisch gegessen. Zudem werden gemeinsam die großen chinesischen Feste, wie Neujahr gefeiert. Des Weiteren werden sie mit dem Glauben bekannt gemacht und dieser wird gefestigt und gestärkt. Das geschieht durch intensive Jüngerschaftskurse. Inzwischen hat sich die Arbeit unter Chinesen etabliert und ist zu einer festen Größe innerhalb und auch außerhalb der Gemeinde geworden. Es gibt vielfältige Angebote in chinesischer Sprache: Gottesdienste (1x im Monat), Hauskreise, Gebetskreise, Jüngerschaftskurse, Ehekurse, Taufkurse, Seelsorge und vieles mehr. In den letzten 10 Jahren wurden 50 Chinesen getauft. Viele von ihnen gehen zurück nach China und

sind dort dann als Christen in der Diaspora unterwegs. Das chinesische Ehepaar hat über die Jahre einen festen Kern an Mitarbeitern ausgebildet, der nun die chinesische Arbeit trägt und weiter fördert. Bis zum Sommer 2021 geschah diese Arbeit nur auf ehrenamtlicher Basis. Dabei stießen wir an Grenzen. Denn eine gute Weiterentwicklung ist auf dieser Ebene nicht möglich gewesen. In einem intensiven Beratungs- und Planungsprozess wurde darüber diskutiert, wie eine weitere Stelle geschaffen werden kann, um Dachuan Yi als Pastor für die chinesische Arbeit anzustellen. Dazu muss man wissen, dass die gesamte Arbeit in der Stadtmission rein spendenfinanziert ist. Wir bekommen keinerlei Zuschüsse oder gar Kirchensteuer. Seit ihrer Gründung finanziert sich die gesamte Gemeinde aus Eigenmitteln. Die hohe Identifikation seitens der Mitglieder und Freunde mit der Stadtmission machte es möglich, eine weitere Stelle zu schaffen, so dass Dachuan Yi im September 2021 mit 40% starten konnte. Insgesamt arbeiten nun drei Pastor:innen in der Stadtmission. Durch diese Stellenschaffung erfährt die gesamte Arbeit eine deutliche Aufwertung innerhalb und außerhalb der Gemeinde. Es werden Zeitrressourcen frei gesetzt, die vorher nicht denkbar waren. Erst so konnte es zu einer erweiterten Vernetzung kommen, die für alle beteiligten bereichernd ist. So entstehen gute und mutmachende Kontakte in Richtung Landeskirche, Ökumene etc. Das bedeutet Lernen und Wertschätzung für alle Seiten.

Die chinesische Arbeit ist hochintegrativ und leistet einen wichtigen Beitrag zum gesellschaftlichen Diskurs. Durch ihre Integrationsbemühungen nimmt sie letztlich einen sozialdiakonischen Auftrag wahr und verändert so ihre

Umgebung nachhaltig. Viele Chinesen lernen zügig Deutsch und die Kinder sind bestens in die Jugendarbeit der Stadtmission integriert. Wer als Expatriate aus China nach Wolfsburg kommt, wird um die Stadtmission kaum herumkommen. Sie ist inzwischen die einzige ernstzunehmende chinesische Community in der Stadt Wolfsburg.

Bei allem, was an Positivem in den letzten Jahren entstanden ist, bleiben aber auch noch eine Menge Hausaufgaben zu erledigen. Erst durch die Stellenschaffung wird deutlich, wie sehr wir noch an dem integrativen Gedanken arbeiten müssen. Durch die nun vorhandenen zeitlichen Kapazitäten können diese Baustellen nun auch angegangen werden. Es wird deutlich, dass gerade die deutsche Seite der Stadtmission noch viel Nachhilfe braucht in Bezug auf das Kennenlernen der chinesischen Kultur. Gemeinsame Projekte werden angedacht und geplant. In dem Wissen, dass es nicht um eine gegenseitige Kulturaufgabe geht, sondern um ein miteinander Lernen, Unterwegssein und Respektieren der kulturellen Gegebenheiten

des jeweils anderen. Das ist eine große Herausforderung, der wir uns gemeinsam stellen wollen, um so ein interkultureller Hoffnungsort für Wolfsburg zu sein.

Adresse:

Stadtmission Wolfsburg e. V., Mühlenpfad
2, 38440 Wolfsburg

Kontakt:

Pastor Jens Michael Schütz (jens.schuetz@
stadtmission-wolfsburg.de)
Pastor Dachuan Yi (yieeyu@gmail.com)

Website:

www.stadtmission-wolfsburg.de

Gottesdienste (alle mit Übersetzung):

1. Sonntag im Monat: Chinesischer Gottesdienst 10:30 Uhr
1. und 3. Sonntag im Monat: Deutscher Gottesdienst 18:00 Uhr
2. und 4. Sonntag im Monat: Deutscher Gottesdienst 10:30 Uhr
Der Gottesdienst in chinesischer Sprache (auch als Livestream) wird simultan in die deutsche Sprache übersetzt. Die übrigen Gottesdienste werden größtenteils simultan in die chinesische Sprache übersetzt.

Eine Gemeinde wie ein Mosaik – Gemeindeentwicklung durch die Integration von Christen mit Migrationshintergrund in ländlichen Gemeinden

Beispiel: Ev.-luth. St. Johannis Kirchengemeinde Haren (Ems)

Torben Rakowski

Ein großes Mosaik aus Natursteinen an der Altarwand prägt den Raumeindruck der Ev.-luth. St. Johanniskirche in Haren (Ems). Es steht zugleich symbolisch für eine Gemeinde, die schon immer interkulturell geprägt war.

Die Stadt Haren (Ems) liegt in der Mitte des Emslandes. Diese traditionell stark katholisch geprägte Region galt bis vor wenigen Jahrzehnten als rückständig und als „Armenhaus Deutschlands“¹. Inzwischen gehört es zu den größten Wachstumsregionen in Niedersachsen. Dieser Wachstumsprozess ging mit verstärkter Migration einher. Dies spiegelt sich auch in der Gemeindeentwicklung der Ev.-luth. St. Johannis Kirchengemeinde Haren (Ems) wieder.

In diesem praxisorientierten Artikel wird zunächst die Entwicklung der Kirchengemeinde kurz historisch nachgezeichnet, in einem zweiten Schritt wird die Gemeindeentwicklung der letzten Jahre dargestellt. Sechs Thesen zur interkulturellen Gemeindeentwicklung bündeln die Ergebnisse zum Abschluss.

1. Von Zöllnern und Flüchtlingen – eine kleine evangelische Migrationsgeschichte

Erst im Zuge von Infrastrukturprojekten und vor allem der Einrichtung eines größeren Zollamtes bildete sich Anfang des 20. Jahrhunderts in Haren eine kleine evangelische Diasporagemeinde². Diese verfügte zwar seit 1903 über eine eigene „Zöllnerkapelle“ unmittelbar neben dem dem Zollamt. Die pastorale Begleitung erfolgte jahrzehntelang durch die Superintendentur im 25 km entfernten Meppen. Die wenigen evangelischen Gemeindeglieder, die aus beruflichen Gründen ins Emsland gekommen waren, blieben konfessionell und kulturell Fremde im Emsland.

Nach dem Ende des zweiten Weltkriegs wuchs die Kirchengemeinde durch den Zuzug von Flüchtlingen aus Pommern, Schlesien, Ostpreußen von unter 100 Personen auf deutlich über 1.000 sprunghaft an. Durch die baldige Einrichtung einer eigenen Pfarrstelle und dem Bau eines Gemeindezentrums (Notkirche 1948, Gemeindezentrum 1960) erfolgten Weichenstellungen für die Zukunft der Kirchengemeinde. Bereits in diesen ersten Nachkriegsjahren zeigte sich die Integrationskraft der Kirchengemeinde, indem sie Heimatvertriebenen in einem zum Teil ablehnenden Umfeld eine



neue Heimat in der Fremde bot. Standen anfangs neben Gottesdienst, Jugendarbeit und Besuchen vor allem diakonische Aufgaben im Zentrum (Wohnungshilfe, Lebensmittelverteilung) wurden später durch die Einrichtung von Gemeindegruppen Beziehungen intensiviert, Möglichkeiten für ehrenamtliches Engagement geschaffen und damit das Einleben erleichtert.

Seit der Anfangszeit gehört die Gemeindeentwicklung durch die Integration von Christen mit Migrationshintergrund zur „DNA“ der Kirchengemeinde. Über die Jahrzehnte haben sich Grundhaltungen herausgebildet wie ein „Willkommenskultur“, die um die Fremdheitserfahrungen weiß und neuen Gemeindegliedern grundsätzlich auch etwas zutraut. Als Diasporagemeinde war man immer schon darauf angewiesen, dass sich Menschen auch nach nur kurzer Zugehörigkeit zur Kirchengemeinde

beteiligen dürfen - bis hinein in Leitungsgremien. Auch die praktischen Bedürfnisse von Neuankömmlingen blieben immer im Blick.

Eine neue Phase in der Gemeindegeschichte begann mit der Öffnung des Eisernen Vorhangs Anfang der 1990er Jahre. Zu Beginn dieser Phase - ähnlich wie in den Jahren nach 2015 - zeigt sich, dass interkulturelle Gemeindeentwicklung nur eingeschränkt planbar ist. Vielmehr verläuft sie zeitweise chaotisch oder fromm gesprochen geistgetrieben. Es gab keine Planungen für das, was Anfang in den 1990er Jahren in der Harener Kirchengemeinde (und in mehreren anderen emsländischen Kirchengemeinden) geschah: Buchstäblich tausende Deutsche aus dem Gebiet der zerfallenden Sowjetunion kamen in die Region und schlossen sich mehrheitlich evangelischen Kirchengemeinden an. Die Harener Kirchengemeinde wuchs von knapp 1.000 Gemeindegliedern



gliedern auf heute über 3.000 an. Die große Zahl der Russland- und Kasachstandeutschen, die zum Teil kaum Deutsch - und wenn dann vor allem Dialekt sprachen - musste integriert werden. Zugleich bestand eine gewisse Angst vor Überfremdung. Strukturierter als in der Nachkriegszeit wurde nun eine Integration betrieben. Sprachkurse und Alltagshilfe wurden ehrenamtlich angeboten. Für die Konfirmanden- und Jugendarbeit wurde eine neue Diakonenstelle eingerichtet. In diesem Rahmen fand auch für viele Erwachsene, die in der atheistischen UdSSR sozialisiert worden waren, eine erste wirkliche Begegnung mit dem evangelischen Glauben statt. Es war die Zeit der großen Jahrgänge mit erwachsenen Konfirmanden. Seelsorge und kultursensibler Kasualbegleitung waren und sind Schwerpunkte pastoraler Arbeit. Nach ca. 30 Jahren kann bilanziert werden, dass die interkulturelle Gemeindeentwicklung aus jener Zeit insgesamt erfolgreich war. Der überwiegende Teil der Gemeindeglieder gerade in der jungen Generation sind heute Spätaussiedler und ihre Familien.

Die Kirchengemeinde Haren zeichnet sich durch eine sehr hohe Zahl an Taufen und

Konfirmationen aus. Es haben sich sowohl innerhalb der landeskirchlichen Gemeinde als auch außerhalb Gruppen gebildet, die in der Tradition der russlanddeutschen Brüdergemeinden stehen.

Zu diesem „Mosaik“ an Gemeindemitgliedern kamen vor allem seit der Jahrtausendwende begünstigt durch die Anbindung an das Ruhrgebiet, die relativ günstigen Baulandpreise und das Ferienzentrum Schloss Dankern, eine relativ hohe Zahl an Zuzügen aus Nordrhein-westfalen.

In den letzten Jahren fanden vor allem Iraner und Afghanen, aber auch Niederländer (Grenz-nähe!), TAMILen und Migranten aus einzelnen afrikanischen Ländern Zugang zur Gemeinde.

Das Gemeindebild wurde bunter – und auch eine theologische Reflexion fand statt.

Das eingangs erwähnte Mosaik an der Altarwand der Kirche zeigt die Kreuzigung. Maria und Johannes stehen unter dem Kreuz. Das Thema des Bildes war dem Künstler Joachim Schubotz von der Kirchengemeinde vorgegeben worden. Hierin drückte sich schon 1960 bei der Einweihung der Kirche die Identität der Gemeinde aus: Wie am Kreuz durch Christus eine neue Familie gegründet wurde („siehe, das ist deine Mutter“ / „siehe, das ist dein Sohn“), so ist auch die aus „vielen verschiedenen Mosaiksteinen“ bestehende Gemeinde unter dem Kreuz dazu eingeladen aus der Zuneigung zu Jesus miteinander leben zu lernen. Aus vertriebenen Pommern, Schlesiern, Ostpreußen sollte eine neue geistliche Familie entstehen, die sich gegenseitig stützt. Dies ist nach wie vor das Leitbild der Gemeinde.

2. Eine multiethnische Gemeinde entsteht

Nicht zuletzt auf Grund der Flüchtlingskrise 2015 hat sich die Kirchengemeinde noch weiter kulturell hin zu einer „Mosaikkirche“ entwickelt. Manuel Ortiz schlug bereits 1996 verschiedene Typen von multiethnischen Gemeinden vor. Diese Typologie entwickelte Johannes Reimer für den deutschen Kontext weiter. Er unterscheidet dabei zwischen fremdenfreundlichen, multiethnischen und multikongregationalen Gemeinden. Auf Grund ihrer Geschichte war die Kirchengemeinde Haren schon immer eine fremdenfreundliche Gemeinde, die sich der sozialen und geistlichen Belange von Zugewanderten annahm. Die Integration dieser Menschen sollte vor allem durch Kasualien (insbesondere Erwachsenenkonfirmation und falls erforderlich Erwachsenentaufen) sowie durch Gruppen, Kreise und die Teilnahme am Gottesdienst stattfinden. Ziel war die wohlwollende Assimilierung der Fremden in die Gemeindekultur.

Seit 2015 jedoch fand eine bewusste Transformation hin zu einer multiethnischen Gemeinde statt. Die Intention war dabei nicht mehr nur die neuen Christen in bestehende Strukturen zu integrieren, sondern Christen unterschiedlicher Herkunft zu einer gemeinsamen Gemeindegemeinschaft zusammenzubringen. Das Ziel ist die Integration aller in ein gemeinsames „Gemeindemosaik“.

Eine Schlüsselentscheidung war die Einstellung einer Gemeindehelferin 2016: Sie koordinierte in der Anfangsphase flüchtlingspezifische Angebote der Gemeinden wie Sprachkurse, Alltagshilfen unterstützte aber auch integrative Formate. Bei Begegnungscafés, internationalen Frühstücken, beim internationalen Kochen und v.a. im sonntäglichen Kirchencafé begegneten

sich (zumindest vor der Coronakrise) Einheimischgewordene und Neuzugewanderte auf Augenhöhe. Viele dieser Angebote werden längst auch z. B. von iranischen Christen mitgestaltet. Die Flüchtlingsarbeit ist vernetzt mit der Kommune, die einen eigenen Internationalen Frauentreff in den Räumlichkeiten betreibt. Ein KidzClub wird seit 2022 in Kooperation verantwortet.

Die „Mosaikgemeinde“ wird aber vor allem unter dem Mosaik in der Kirche sichtbar. Selbst in Coronazeiten feiern Menschen zusammen Gottesdienst, die in über fünf verschiedenen Ländern geboren wurden (auf dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise waren es sogar 13 verschiedene Nationen, die in der Kirche zusammenkamen!). Gottesdienstformate wie der regelmäßig stattfindende Internationale Gottesdienst feiern diese Vielfalt als einen Vorgeschmack auf die himmlische Vielfalt in Gottes neuer Schöpfung (vgl. Offb. 7,9ff.). Aber auch in normalen Gottesdiensten zeigt z. B. die internationale Besetzung der Kirchenband „Glory“ deutlich die multiethnische Ausrichtung der Gemeinde an. Ein russischsprachiger Chor hat sich leider in den letzten Jahren aufgelöst. Auch im Video- und Technikteam finden sich Aktive mit Migrationshintergrund. Mehrsprachige Gottesdienstfolien sowie auf Wunsch das Verschicken der biblischen Lesungstexte vor dem Gottesdienst erleichtern denjenigen den Gottesdienstbesuch deren Muttersprache nicht deutsch ist.

In der Kinder-, Konfirmanden- und Jugendarbeit sind Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit unterschiedlichen Hintergründen zu finden. Die größte Gruppe bilden jeweils Kinder von Russlanddeutschen, die zumeist schon in Deutschland geboren wurden. Das Mosaik ist hier schon so

selbstverständlich, dass es die meisten Beteiligten wahrscheinlich gar nicht mehr wahrnehmen würden.

Taufkurse und Bibelkreise sind grundsätzlich für alle offen. Für Farsisprachige wird ein gesonderter regionaler Taufkurs in Verbindung mit der Iranerseelsorge des Kirchenkreises angeboten.

Seit Mitte der 1990er Jahre gibt es unter dem Dach der Kirchengemeinde auch Migrationsgemeinden, die sich weitgehend unabhängig organisieren, aber mit ihr in Verbindung stehen. Sie feiern separate Gottesdienste gemäß der eigenen Tradition und teilweise in eigener Sprache. Die russlanddeutsche Brüdergemeinde ist seit ca. 19958 etabliert. Eine tamilsprachige Gruppe, deren Einzugsbereich bis in die Niederlande reicht, hat sich nach 2015 formiert. Viele Mitglieder dieser Gemeinden sind auch Mitglieder der landeskirchlichen Kirchengemeinde und besuchen gelegentlich auch deren Gottesdienste und Veranstaltungen.

Es hat auch Anfragen anderer ähnlich strukturierter internationaler Gemeinden gegeben, die jedoch auf Grund der Auslastung des Gemeindehauses nicht realisiert werden konnten. In der Terminologie von Ortiz / Reimer finden sich also auch multikongregationale Züge im Bild der Mosaikgemeinde.

3. Sechs Thesen aus siebzig Jahren interkultureller Gemeindeentwicklung

Die Kirchengemeinde Haren blickt auf eine rund siebzigjährige durch unterschiedliche Phasen geprägte Geschichte als Migrations-

gemeinde zurück. Thesenartig sollen dies nun abschließend zusammengefasst werden:

1. Interkulturelle Öffnung ist kein exotisches Gemeindemodell, sondern gehört (unbewusst) wahrscheinlich schon lange zum Alltag auch anderer landeskirchlicher Gemeinden.
2. Menschen kommen immer wieder auf der Suche nach Hilfe auf Kirchengemeinden zu, aber sie bleiben deswegen nicht automatisch.
3. Entscheidend ist, ob sie hier eine Heimat finden. Sie suchen Gemeinschaft, Beziehungen und verlangen nach einer geführten Beteiligung. Hierfür muss es verantwortliche Personen geben (z. B. Gemeindehelferin oder Pastor). Kritisch ist vor allem das erste Jahr nach der Ankunft.
4. Integration geschieht oft spontan, aber immer persönlich.
5. Interkultureller Gemeindeaufbau benötigt auf Grund der vielen migrationspezifischen Herausforderungen oft Partner (Diakonisches Werk, Kommunen, andere Soziale Dienste, lokale Netzwerke).
6. Auch wenn die deutsche Basiskultur erhalten und sogar dominant bleibt, verändert sich durch eine bewusste interkulturellen Öffnung die „Gemeinde-DNA“. Ziel einer interkulturellen Gemeindeentwicklung ist nicht die bloße Integration von Zugewanderten in bestehende Gemeindestrukturen, sondern die Schaffung eines neuen „Mosaikbildes“.

„Deutschland ist unser Jerusalem!“

Das International Gospel Center in Hannover

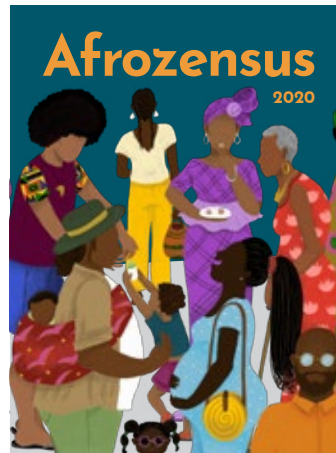
*Woldemar Flake im Gespräch
mit George Andoh*

Das International Gospel Center (IGC) in Hannover³ unterhält enge Beziehungen zur landeskirchlichen Arbeit mit internationalen Gemeinden. Pastor George Andoh leitet diese in einem Gewerbegebiet angesiedelte Gemeinde, und zwar inzwischen gemeinsam mit einem Team aus indigenen Menschen und solchen mit einer Zuwanderungsgeschichte. Pastor Andoh selbst stammt aus Ghana, kam mit einer internationalen Missionsgesellschaft nach Europa und hat seit vielen Jahren die deutsche Staatsangehörigkeit.



Pastor George Andoh kam mit dem Krankenhausschiff MS Anastasis des Missions- und Hilfswerks Mercy Ships nach Europa, bevor er als Missionar nach Deutschland entsandt wurde. (Foto MS Anastasis, Quelle: Wikipedia)

Viele der Menschen in Hannover mit einem afrikanischen Hintergrund sind in Netzwerken oder vereinsartig organisiert. Diese Strukturen gegenseitiger Unterstützung reichen in alle Lebensbereiche hinein, man könnte sagen: „Von der Wiege bis zur Bahre“. Die unzähligen christlichen afrikanischen Gemeinden in Deutschland sind Ausdruck dieser Kultur der Selbstorganisation.⁴ Als Knotenpunkte eines religiösen Netzwerkes bieten die einzelnen Gemeinden eine ganzheitliche Begleitung in religiösen Fragen, bei Lebenswenden (Kasualien) und bei Problemen des Alltags. George Andoh: „Alles geschieht in der Gemeinde. The Church is everything for them!“ Trauerfeiern beispielsweise betreffen dann oft das größere



Netzwerk, und mehrere Gemeinden kommen zu diesen Anlässen zusammen. Die Erwartung an die Teilnahme möglichst vieler Pastor:innen auch anderer Gemeinden bei solchen Anlässen wird dabei klar zum Ausdruck gebracht. Letztlich ist die

³ Ein Kurzportrait der Gemeinde findet sich unter <https://landkarte-der-ermutigung.de/gemeinden/international-gospel-center-hannover/>.

⁴ „Unzählig“ in dem Sinne, dass man sie tatsächlich kaum zählen kann... In Hannover allein schätzt George Andoh etwa 30 Gemeinden afrikanischer Herkunft.

Zur Differenzierung:

Afrika ist ein Kontinent – und nicht jeder Afrikaner ist ein Ghanaer, nicht jeder Schwarze ist ein Afrikaner! In der großen Afrozensus-Onlinebefragung wurden erstmals die Lebensrealitäten, Diskriminierungserfahrungen und Perspektiven schwarzer Menschen in Deutschland erfasst.

Die Daten machen sehr deutlich: Schwarze, afrikanische und afrodiasporische Menschen sind sehr divers. (Die Studie ist auf <https://afrozensus.de/> für einen schnellen Überblick gut aufbereitet und kann dort auch komplett als pdf-Datei heruntergeladen werden.) Die Diversität zeigt sich bereits bei den Teilnehmenden: Sie sind in 144 Ländern geboren. Die meisten davon in Deutschland. Die Befragten unterscheiden sich auch in ihren Selbstbezeichnungen. Die meisten Afrozensus-Befragten positionieren sich unter anderem als „Schwarz“. Die am häufigsten genannte Kombination von Selbstpositionierungen ist die aus „Schwarz“, „Afrodeutsch“ und „Person of Colour“. Geteilte Erfahrungen betreffen u.a. Exotisierung, Sexualisierung, Kriminalisierung, Homogenisierung / Entindividualisierung und Diskriminierung (z.B. bei Behörden und der Wohnungssuche).

Schwarze Menschen sind nicht unbedingt alle religiös, allerdings sieht das Bild anders aus, wenn man auf die Ghanaer und hier besonders auf die Mehrheit bei den Migranten in erster Generation schaut. Hier gilt: Afrikanische Migranten sind meist Christen, 90% religiös motiviert.

Teilnahme möglichst vieler Geistlicher bei einer Trauerfeier eine Frage der Würdigung und des Status, aber auch eine Herausforderung an die verschiedenen Pastor:innen, enger zusammenzuarbeiten und sich zu koordinieren.

Gott im Alltag

Die Rolle des Pastors (oder auch, aber selten: der Pastorin) ist immer die eines spirituellen Mittlers und Begleiters. Wer Zeit mit Pastoren afrikanischer Gemeinden verbringt, wird feststellen, dass ständig kommuniziert wird, sei es telefonisch oder über soziale Medien. Die Gemeindeglieder erwarten über das Religiöse hinaus 24/7 konkrete Unterstützung, z.B. bei Behördengängen, bei der Suche nach Wohnraum und in Rechtsfragen. Die Pastoren sind mehr noch als sogar Rechtsanwälte Vertrauenspersonen, auf die man sich zu 100% verlässt: In Fragen um die Gesundheitsvorsorge und um den Aufenthaltsstatus, in persönlichen Finanzfragen, bei der Kontoführung, beim Umgang mit häuslicher Gewalt und familiären Konflikten. Es ist klar, dass die enorme Erwartungshaltung der Gemeindeglieder kaum realistisch zu bedienen ist. Andoh, der selbst einmal als Schiffskoch unterwegs gewesen ist: „Wie soll ich für dich kochen, wenn ich selbst es nie gelernt habe?“ Der persönliche Einfluss der Pastoren auf das Leben ihrer Mitglieder kann zu Problemen führen: Wenn es auch nicht um einen bewussten Machtmissbrauch gehen muss, ist doch die Qualität der Beratung teilweise nicht gegeben. So kann es beispielsweise passieren, dass von einem Kontakt zu den Behörden abgeraten und das Vertrauen in das deutsche Sozialsystem weiter untergraben wird. Dass „die Polizei – dein Freund und

Helfer“ sein will – das haben viele Migrant:innen so nicht erlebt, nicht in der Vergangenheit und leider bisweilen auch nicht in Deutschland. Oder: Jugendämter sind in Deutschland nicht dazu da, den Familien die Kinder wegzunehmen. Darauf muss man erst einmal kommen...

Corona rules

Wir haben es bei den Gemeindeleiter:innen und Pastor:innen mit einem großen Potential für das Zusammenleben in der Einwanderungsgesellschaft zu tun: Sie haben das Vertrauen ihrer Gemeinden. Und wenn sie sagen: „Lass dich impfen, zieh eine Maske auf!“, dann wird dies i.d.R. geschehen. Gleichzeitig braucht es mehr Kontaktflächen zwischen migrantischen Netzwerken und indigenen Strukturen und es bedarf funktionierender Kommunikationsplattformen zur Informationsweitergabe, zur Fortbildung und zur Vertrauensbildung. George Andoh: „Diese Herausforderung war anfangs der Fokus von GATE.“ Das Netzwerk GATE („Gift from Africa to Europe“) will die Gemeindeleiter:innen afrikanischer Gemeinden darin bestärken, dass ihre Präsenz in Deutschland den Auftrag enthält, aus den afrikanischen Communities heraus in die indigene Gesellschaft hinein Verbindungen zu bauen. Inzwischen arbeitet GATE mit der Internationalen Konferenz christlicher Gemeinden (IKCG) zusammen, der „kleinen internationalen Schwester“ der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Niedersachsen. Während der Pandemie kam es zu engeren Verbindungen, u.a. durch Informationsveranstaltungen in englischer und französischer Sprache – meist per Zoom – zu den jeweils geltenden Bestim-

mungen bezüglich Covid-19. Andoh: „This was a game changer! Das Vertrauen in die einheimische Kirche wurde gestärkt.“

Suchet der Stadt Bestes

Das Einkommen des IGC besteht aus dem „Zehnten“ der Mitglieder sowie den im Gottesdienst gesammelten Opfergaben. Davon kann das IGC u.a. die nicht unerheblichen Mietkosten für die Gemeinderäume, eine halbe Pastorenstelle und die Kosten für die Aktionen „Gospel in the City“ (Gospel-Truck am Steintor in Hannover) finanzieren. Diese unter dem Motto „Suchet der Stadt Bestes“ auch in 2022 wieder geplanten Aktionen mit Musik, Information und Evangelisation sind Ausdruck der missionarischen Grundhaltung des IGC und entspringen dem Wunsch, „den Menschen Leben und Hoffnung zu vermitteln“. George Andoh stolz: „Eine Erlaubnis von der Stadt ist nicht so leicht zu bekommen, aber wir haben es wieder geschafft!“ Gerade bei solchen Aktivitäten, die die Sichtbarkeit erhöhen, wünscht er sich eine noch stärkere Vernetzung mit anderen internationalen Gemeinden, der Landeskirche und anderen Freikirchen.



Die Gemeinde ist als eingetragener Verein organisiert. Im Vorstand wirken einige indigene Deutsche mit, wie die Buchautorin Anette Sorge. Sie unterstützt die Gemeinde in administrativen Belangen. (Foto: W. Flake / HkD)

Internationale Gemeinde

Nicht alle Gemeinden, die wir „internationale Gemeinden“ nennen⁵, sind im Wortsinn international. Oft sind es Gemeinden einer bestimmten Herkunft und Sprache, vergleichbar den deutschsprachigen Auslandsgemeinden in aller Welt. Anders als viele andere afrikanische Gemeinden in Niedersachsen, die sich noch sehr stark an der kulturellen und sprachlichen Herkunft der ersten Einwanderergeneration orientieren, werden im IGC (International Gospel Center) bewusste Schritte in eine Internationalisierung gegangen. George Andoh hatte zunächst den Auftrag, unter ghanaischen Zugewanderten zu arbeiten. Inzwischen sind unter den 60 eingetragenen Mitgliedern – Kinder werden hier nicht mitgezählt – Menschen aus Afrika, Süd- und Nordamerika, Europa und dem Nahen Osten. Es war eine bewusste Entscheidung, alle Gottesdienste bilingual in Englisch und Deutsch zu gestalten.

Das IGC hat einen inklusiven Ansatz, öffnet und entwickelt sich interkulturell und versteht sich als Gemeinde für ethnische und westafrikanische Deutsche, aber auch für Menschen vieler weiterer Hintergründe. Wie geht das zusammen? Andoh: „Alles hängt an der Mehrsprachigkeit. English is the business language in the whole world. And Germany is our Jerusalem: So, these two languages.“ Ich frage nach: Deutschland ist das *Jerusalem* der Zuwanderer? Nicht eher das *Babylon*? Andoh: „Nein, das Jerusalem: Germany is our place of

5 Bis vor wenigen Jahren sprach man noch von „Gemeinden anderer Sprache und Herkunft“ (GaSH). „Internationale Gemeinden“ entspricht dem Selbstverständnis dieser Gemeinden eher, ist jedoch ein terminus technicus und keine inhaltlich umfassende Beschreibung der vielfältigen Phänomene.

peace, unser Leben!“ Auf Sprachen wie Twi oder Ewe wird im IGC bewusst verzichtet, und da George Andoh in seiner Gemeinde nur auf Deutsch und Englisch setzte, sah er sich der Kritik ausgesetzt, das IGC sei keine „afrikanische“ Kirche mehr, sondern inzwischen eine deutsche Gemeinde. Dieser Vorwurf könnte auch mit zentralen Erwartungen an einen „typisch westafrikanischen“ Gottesdienst zusammenhängen: Lautstärke und Länge. Wenn ich Jugendgottesdienste afrikanischer Gemeinden besuche, sind diese kürzer und leiser als die Gottesdienste der älteren Generation. Einige Merkmale der Gottesdienste der kommenden Generation, sind im IGC bereits erkennbar: Auch hier erscheinen die Gottesdienste leiser und kürzer.⁶

Wie schätzt Pastor Andoh die Entwicklung der afrikanischen Kirchen in Niedersachsen ein? „The African way of being church will collapse us!“ Was meint er? Die kulturelle Öffnung der Netzwerke in die deutsche Gesellschaft hinein ist für die langfristige Mission dieser Gemeinden ohne Alternative. Zudem geht es um die Überwindung einer verbreiteten Konkurrenz der Geistlichen untereinander. Andoh setzt auf die Koordination der afrikanischen Kirchen untereinander und auf eine enge Zusammenarbeit mit den indigenen Kirchen – von denen man allerdings feststellen muss, dass sie das

6 Spannend wird für die Gemeinde der Übergang in nächste Generation. 80% der Jugendlichen sind Deutsche, inzwischen 20% der anderen Nationalitäten wurden laut George Andoh in Deutschland geboren. Die Jugend, so Andoh, hat wenigstens bis zur Pandemie „den Laden am Laufen gehalten“. Dies betrifft z.B. die musikalische Gestaltung der Gottesdienste und die Betreuung der Technik. Wird sie künftig in der Gemeinde bleiben, oder wird sie sich selbständig von der Gemeinde ihrer Eltern machen wollen?



Auf den meisten Schreibtischen lutherischer Pastor:innen dürfte es ähnlich aussehen – nur ohne Fähnchen!. (Foto: W. Flake / HkD)

Leben der weltweiten Christenheit unter ihnen bisher noch zu wenig zur Kenntnis nehmen.

Kann Andoh sich eine Integration in traditionelle deutsche Kirchen vorstellen? Bei den Baptisten z.B. geschieht dies teilweise, es gibt gelungene Beispiele bei den landeskirchlichen Gemeinschaften und der Bund Freikirchlicher Pfingstgemeinden (BFP) ist in den vergangenen Jahren durch die Aufnahme internationaler Gemeinden stark gewachsen. Andoh: „Nicht alle Gemeinden mit afrikanischem Hintergrund streben eine Einbindung in die Strukturen an, die im Fall des BFP von einigen als zu starke Assimilation erlebt wurde.“ Wie sieht es mit der Landeskirche aus? Wäre es vorstellbar, dass Gemeinden wie das IGC noch stärker kooperieren? George Andoh: „Ja. Allerdings dauert bei der Landeskirche alles sehr, sehr lange... Aber sie könnte internationalen Gemeinden Struktur und Absicherung geben.“ Die Gestaltung der gemeinsamen Gottesdienste Interkulturell

(jedes Jahr am 31. Oktober in der Neustädter Kirche in Hannover) zeigten ja, dass die Landeskirche offen sei für unterschiedliche geistliche Profile und gottesdienstliche Stile, dass es also möglich sei, inklusive Gottesdienste zu feiern. Wichtig sei für die internationalen Gemeinden vor allem die Ansage: „Willkommen in unserem Land!“ Und: „Wir sehen euch.“



Ökumene der Sendung

Wenn es funkt

Ökumenische Gemeinde 2.0 und 3.0

Woldemar Flake

Die der Ökumene verbundenen Kirchen Niedersachsens wissen sich dem Anspruch verpflichtet, „auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens gemeinsam zu handeln“ (Charta Oecumenica II.4). Dieser Grundsatz wurde zuletzt 2017 öffentlich bekräftigt. Mit diesem erstmals bereits vor mehr als 70 Jahren formulierten Lund-Prinzip ist eine Umkehr der Beweislast eingetreten: Es muss nicht mehr begründet werden, was gemeinsam getan wird, sondern es muss begründet werden, warum etwas (noch) nicht zusammen geht. Dies betrifft Themen wie den Religionsunterricht und die künftige Nutzung von Immobilien, besonders aber auch die Kirchenentwicklung, zu deren Kern die Ökumene vor Ort zählt. Wenn die Kirchen ihre Sendung wahrnehmen, können sie dies authentisch nur ökumenisch tun. Es geht künftig im Sinne der Charta Oecumenica nicht darum, „ökumenische Sachen zu machen“, sondern darum, „unsere Sache ökumenisch zu machen“! Die ökumenische Gemeinde der Zukunft darf sich nicht in der Konservierung eines in den 70er und 80er-Jahren entwickelten ökumenischen Programms erschöpfen. Immer wieder bleibt anzusetzen bei dem, was die christliche Gemeinde als ihre Kernaufgabe betrachtet: Die kontextuelle Kommunikation des Evangeliums.⁷

⁷ Dabei spielen Orte wie die Ökumenischen Zentren eine wichtige Rolle, lassen aber auch die Begrenztheit rein parochiebasier-

Vom Aufbruch zum Standardprogramm: Wo kommen wir her?

Treibende Kraft zur ökumenischen landeskirchlich – römisch-katholischen Zusammenarbeit vor Ort war zunächst die nach dem 2. Vatikanum von einer Aufbruchsstimmung bewegte Generation. Eine besondere Rolle spielten hierbei auch die konfessionsverbindenden Ehepaare, die oft mutig mehr sichtbare Einheit eingefordert haben. Es entstanden an vielen Orten Ökumenekreise. Der anfängliche Ansatz („Durch kleine Schritte zu immer mehr sichtbarer Einheit“) wurde später an vielen Orten zu „wir machen was Ökumenisches“. Die konfessionelle Spaltung wurde von jüngeren Akteuren nicht mehr empfunden, es kam eher zu einem gepflegten Nebeneinander. Lokale Ökumene lief dann oft dort noch am besten, wo persönliche Kontakte zwischen Pastor:in und Priester / Superintendent:in, Pröpst:in und Dechant / ... funktionierten. Damit einher ging die Gefahr, dass Ökumene zunehmend als ein Spezialthema weniger wahrgenommen wurde. Es war nicht durchgängig klar, mit welchen Konzepten und Zielvorstellungen die ökume-

ter Formen ökumenischer Zusammenarbeit für die künftige Entwicklung einer Ökumenischen Gemeinde erkennen. Die Arbeit mit den Ökumenischen Zentren Norddeutschlands ist exemplarisch für die Fragen, die durch Generationswechsel, Regionalisierung, lokale Kirchenentwicklung und eine neue Beschreibung der Rollen von Haupt- und Ehrenamtlichen der Ökumene auf örtlicher Ebene insgesamt gestellt sind: Wer sind die Ansprechpersonen? Auf welche regionalen Bezüge hin sind die Gemeinden ausgerichtet?

nische Arbeit vorangetrieben werden sollte: War es ein rein pragmatisches Bündeln von Ressourcen? Empfundener wurde es zunehmend als Zusatzaufgabe, aus der keine Synergieeffekte unmittelbar abzuleiten waren. Sollten im Sinne versöhnter Geschwisterlichkeit Schritte zu voller gegenseitiger Anerkennung und Einheit der Kirchen lokal vorweggenommen werden? Die als Nackenschläge empfundenen Bremsmanöver von Bischöfen und Kardinälen wirkten und wirken demotivierend. Welche Rolle konnten gemeinsame Gottesdienste und Formen einer geistlichen Ökumene spielen? Diese Fragen stellen sich auch weiterhin und müssen für die Entwicklung von ökumenischen Gemeinden geklärt werden.

Ökumene vor Ort: Wo stehen wir heute?

Für eine Weiterentwicklung kooperativer, arbeitsteiliger oder gar stellvertretender Formen im Sinne einer Ökumene der Sendung müssen passgenaue Klärungen erarbeitet werden. Die Form und Gestaltung von Kirche ergeben sich nicht aus ihr selbst, sondern aus dem Wahr- und Annehmen der gemeinsamen Sendung im konkreten Kontext. Das Warum (die Mission/Sendung) muss der Ausgangspunkt für das Wie (die Form) sein. Aus diesem Grundsatz einer „mission-shaped church“ ergibt sich eine Vielfalt verschiedener (ökumenischer) Ausdrucksformen, diverse Keimzellen ökumenischer Gemeinden.

Was für die Landeskirchen und Bistümer insgesamt gilt, muss in den Gemeinden vor Ort in besonderer Weise im Blick sein: Das über Jahrzehnte gewachsene ökumenische Standardprogramm fällt den Umstrukturierungen

zum Opfer. Vieles wird komplizierter oder ist nicht mehr in gewohnter Weise möglich, und je

Ökumenische Zentren

Im Kreis der Ökumenischen Zentren Norddeutschlands sind derzeit die vier Ökumenischen Zentren in Kiel-Mettenhof, Lüneburg-Kaltenmoor, Hannover-Mühlenberg und Hameln-Klein Berkel vertreten. Diese Zentren sind in römisch-katholischer und landeskirchlicher Trägerschaft und wurden zwischen 1974 und 1982 gegründet. Das Ökumenische Forum in der Hafencity Hamburg nimmt im Kreis der Ökumenischen Zentren als fünfter Partner durch sein besonderes Profil und die ökumenisch multilaterale Trägerschaft eine besondere Stellung ein.

Die Ökumenischen Zentren wurden in ihren Neubaugebieten ein sichtbares Zeichen christlicher Präsenz. Die gemeinsame Nutzung von multifunktionalen Kirchenräumen lag auf der Hand. Gleichzeitig sollten Möglichkeiten einer intensiven Kooperation unter Beibehalten der je eigenen Traditionen und jeweiligen Ansätze in der Gemeindeförderung erkundet werden.

In der Besinnung auf das Gemeinsame können die Ökumenischen Zentren über ihren ortsgemeindlichen und sozialräumlichen Auftrag hinaus Raum für neue Sozial- und Gemeindeformen bieten. Sie beteiligen sich aktiv an der Diskussion um Voraussetzungen und Möglichkeiten zukünftiger ökumenischer Gemeinden.

mehr Ökumene als Repräsentations- oder Zusatzaufgabe „on top“ und als „nice-to-have“ aber nicht essentiell als Sache der gesamten Gemeinde begriffen wird, desto geringer die Plausibilität für einen ökumenischen Ansatz. Durch Umstrukturierungen in den römisch-katholischen Bistümern und die Bildung überpfarrlicher Teams stellt sich die Frage nach der Zuständigkeit für konzeptionelle Fragen und die tägliche Zusammenarbeit.⁸ Erschwerend kommt hinzu, dass die Regionalisierung im evangelischen Kontext der im römisch-katholischen räumlich nicht entspricht. Pastorale Räume und parochiale Zuschnitte ändern sich und werden größer. Gerade im städtischen Raum ergibt sich jedoch auch für die Parochialgemeinde die Chance, über ein bleibendes Thema, eine Gemeinde mit einem besonderen Profil zu werden. Je nachdem, was an einem Ort gerade „dran ist“, muss die Antwort auf die gemeinsame Sendung differenziert ausfallen. Die Aufgabe, Kirche vor Ort als Parochialgemeinde zu bleiben, wird künftig ein Teilauftrag der Gemeinden sein. Ökumenisches Potential liegt vor allem in der Ausbildung inhaltlicher Profile und dem gemeinsamen Experiment.

⁸ Wenn ökumenische Aktivitäten weniger hauptamtlich getragen werden können, als es bisher der Fall war, bekommt die Frage eine große Bedeutung, wer wofür zuständig ist. Die evangelischen Partner sind gehalten, vertrauensvoll mit römisch-katholischen Ehrenamtlichen zusammenzuarbeiten. In Zeiten, wo auf römisch-katholischer Seite überpfarrliche pastorale Teams und ehrenamtliche lokale Teams Leitungsaufgaben zunehmend miteinander absprechen und teilen, ist allerdings darauf zu achten, dass für die Übernahme von Aufgaben von befugter kirchlicher Stelle Beauftragungen ausgesprochen werden und dies mit den jeweiligen ökumenischen Partnern transparent kommuniziert wird. Es geht hier um Verlässlichkeit.

Ökumenische Gemeinde als Experimentier- raum neuer Sozial- und Gemeindeformen

Die Milieus, die in der Vergangenheit kirchliche Ökumenegruppen getragen haben, werden älter, ziehen sich allmählich aus der aktiven Mitarbeit zurück. Was kommt nach? Kann eine neue Generation den ökumenischen Gedanken aufgreifen und weiterführen?

Der von der Synode der EKD 2018 in Auftrag gegebene und im November 2019 erschienene „Atlas neuer Gemeindeformen“⁹ ist zwar zunächst auf den protestantischen Raum hin angelegt, lässt aber gerade darum interessante Potentiale erkennen. Über neue ekklesiale Aufbrüche und Sozialformen ist zu lesen: „Die Initiativen verstehen sich nach eigener Auskunft zu 91 % als christlich und zu 87 % als ökumenisch. Angesichts des Wandels der ekklesialen Gestalt und der zu erwartenden Entwicklungen in der Kirchenmitgliedschaft (Stichwort: Projektion 2060) wird damit zu rechnen sein, dass künftige ekklesiale Sozialgestalten vermutlich weniger konfessionell und verstärkt christlicher und ökumenischer ausgeprägt sein werden, als dies bisher der Fall ist, worauf letztlich die Gemeinde-/ Sozialformen erste Hinweise geben. [...] Die Menschen in den [untersuchten] Gemeinde-/ Sozialformen kommen überwiegend aus modernen und postmodernen Lebenswelten. Die Initiativen überschreiten somit traditionell kirchliche Milieugrenzen.“ (Seite 24f.)

⁹ Herausgegeben wurde die Studie von der Evangelischen Arbeitsstelle für missionarische Kirchenentwicklung und diakonische Profilbildung (midi): Erhard Berneburg, Daniel Hörsch (Hg.), Atlas neue Gemeindeformen: Vielfalt von Kirche wird sichtbar, Berlin 2019.

Es zeigt sich, dass der ökumenische Gedanke keineswegs totgeritten ist, sondern er wird künftig viel selbstverständlicher in neue Formen des Kircheseins einfließen. Die midi-Untersuchung stellt klar, dass für den nord- und ostdeutschen Kontext die Konfession heute sehr viel weniger Identität stiftet als dies immer noch in Süddeutschland der Fall sein mag. Damit ist die Frage im Norden nicht mehr: „Evangelisch oder katholisch?“, sondern vielmehr wird die Konfessionslosigkeit als Horizont kirchlichen Handelns begriffen. Darin liegt ein großes Potential, weil um das selbstverständlich Christliche und die so gewonnene erreichte Einheit nicht erst noch gerungen werden muss. Wo wir in einer „mixed-ecology“ neue Sozial- und Gemeindeformen zulassen, die die bisherige ortskirchliche Logik überschreiten, sollten wir keine Angst vor einer Konkurrenz zwischen Altem und Neuem haben. Es geht bei neuen Formen nicht um „invasive Arten“, sondern gewünscht ist die Kirche der Zukunft als ein gesunder „Mischwald“ unterschiedlicher Weisen des Kircheseins!

Wann kommt die Ökumenische Gemeinde? - „Schon jetzt!“

Bei einer fünfteiligen digitalen Reihe, die 2021 gemeinsam von der Landeskirche Hannovers und dem Bistum Hildesheim durchgeführt worden ist, wurden unterschiedliche Modelle einer zukunftsweisenden ökumenischen Kirchenentwicklung vorgestellt. In drei „Storytelling-Abenden“ ging es nicht um „Best Practice“, sondern darum, etwas über den Geist und die Entstehungsgeschichte der einzelnen Projekte hören: Wie kam es zu ökumenischen Kooperationen, zur Arbeitsteilung oder gar zum Handeln in Stellvertretung?



Zwei Ansätze haben sich herauskristallisiert: Erstens die *Zusammenarbeit auf institutioneller Basis und / oder im bekannten parochialen Paradigma*. Eine über viele Jahre vertrauensvoll gelebte Ökumene und verlässliche Kontakte haben sich hier als Voraussetzung für Kooperation, Arbeitsteilung und Stellvertretung erwiesen. Hier kamen die traditionellen Formate ökumenischer Arbeit vor Ort in den Blick, also der jährlichen Zyklus von gemeinsamer Planung: Ökumenische Bibelwochen, Weltgebetstag, Gottesdienste an Himmelfahrt oder Pfingsten, Schulanfängergottesdienste etc. Alles Formate, die meist die Investition zusätzlichen Aufwands erfordern, und deren Plausibilität nicht mehr per se gegeben ist (s. oben!). Die Beispiele zeigten jedoch: Diese langjährige Beziehungsarbeit kann sich irgendwann auszahlen, wenn man tatsächlich zu einer gemeinsamen Sendung im jeweiligen Kontext findet. Die Kooperationen ergeben sich nicht von selbst, sondern erfordern einen klaren Leitungswillen.

Beispiel: Die drei Geschäftsführungen des *COMPASS Diakonie Caritas Hauses in Nordhorn* stellten das Leuchtturmprojekt ökumenisches Beratungshaus vor. In diesem Haus arbeiten Mitarbeitende dreier

kirchlicher Wohlfahrtsverbände (Caritasverband, Ev.-luth Diakonisches Werk, Ev.-ref. Diakonisches Werk) zusammen. Die Mitarbeitenden sitzen nach Fachbereichen trägerübergreifend Tür an Tür. Gleichzeitig ist es eine Herausforderung, dass es weiterhin drei Anstellungsträger mit unterschiedlichen Arbeitsrechten und Tarifwerken gibt.¹⁰

Im kirchengemeindlichen Bereich wurde die *Zusammenarbeit in Neu-Wulmstorf* vorgestellt, wo es durch die Pandemie zu einem Schub in der Zusammenarbeit gekommen ist. Hier auch der Ausblick auf die künftige gemeinsame Nutzung von Gebäuden. Es bleibt für diese kooperative, arbeitsteilige und stellvertretende Form von Ökumene vor Ort die Frage: Inwiefern wird auf Innovation Transformation folgen?

Zweitens: *Eine radikale Kontextualität* - ein 360°-Blick, der gar nicht von einer vorhandenen und fortzuschreibenden institutionellen Gestalt von Kirche ausgeht. Ausgangspunkt ist hier die missionale Perspektive: Wo sammeln sich neue Gemeinschaften, wo werden sie aktiv für andere, sind Zeugen der lebensverändernden Kraft des Evangeliums? Solche innovativen Formen von missionaler Kirche sind post-konfessionell angelegt, also ggf. ökumenisch, ohne dass hierin die ursprüngliche Absicht gelegen hätte. Was logisch ist, denn der Sozialraum ist von Menschen verschiedener Provenienz und Konfession belebt, und wenn wir uns denen zuwenden, die mit Gott und Kirche bisher nichts anfangen konnten, spielt Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kirche nicht einmal mehr eine nachrangige Rolle. Ein

Beispiel hierfür ist *Quarterly* Hannover, eine Gruppe, die sich inzwischen als e.V. organisiert hat. Quarterly hat einen evangelischen Hintergrund.¹¹

Bei einem künftigen ökumenischen Netzwerk für Kirchenentwicklung in Niedersachsen wird es darum gehen, Interessierte und Akteure zusammenzubringen. Hierbei muss der Blick allen Gestalten einer Kirche der Sendung gelten: Entwicklungen aus bestehenden Strukturen (Parochie, Institution) heraus auf Kooperation, Arbeitsteilung und Stellvertretung *und* die innovativen Neuansätze, Gründungen, FreshX, neue Gemeinde- und Sozialformen, postkonfessionelle Gemeinschaften. In diesem Kontext finden wir Ökumenische Gemeinde schon jetzt und wird sich die Ökumenische Gemeinde der Zukunft verorten.

Fragen zur Diskussion rund um die „ökumenische Gemeinde“

- Liturgie: Welche Voraussetzungen zu stärker integrierten ökumenischen Gemeindeformen müssen geschaffen werden, z.B. im Hinblick auf regelmäßige gemeinsam gefeierte Gottesdienste „im Normalbetrieb“, nicht als Zusatzprogramm?
- Personal und Gebäude: Welche Formen der Zusammenarbeit können aus institutioneller Sicht erleichtert werden, z.B. im Hinblick auf gemeinsames Personal, geteilte Immobilien und das Gebäudemanagement?

¹¹ Zu Quarterly, siehe unten S. 34. Ein Pendant hierzu mit einer römisch-katholischen Vorgeschichte ist die Exodus-Gemeinschaft, ebenfalls in Hannover.

¹⁰ Zum COMPASS Haus, siehe unten, S. 33.

- **Mixed Ecology:** Wie kann eine Öffnung zu Ausdrucksformen von Gemeinde, die neben der klassischen Parochie stehen, gelingen?
- **Ermöglichung:** Auf welche Weise können neue, missionarische Gemeindeformen durch unsere kirchliche Struktur gestärkt werden?
- **Kriterien:** An welchen konkreten Formen von Kooperation, Arbeitsteilung und Stellvertretung wird eine ökumenische Gemeinde als solche erkennbar sein (Leitung, Liturgie, Sozialraumorientierung, Immobiliennutzung o.ä.)?

COMPASS Haus Nordhorn

Dorothea Währisch-Purz¹²

Im Rahmen des Studientags Ökumene „Es funkt! – Ökumene auf Sendung“ im September 2021 stellten die drei Geschäftsführungen des COMPASS Diakonie Caritas Hauses das Leuchtturmprojekt ökumenisches Beratungshaus vor. In diesem Haus arbeiten Mitarbeitende dreier kirchlicher Wohlfahrtsverbände (Caritasverband, Evangelisch-lutherisches Diakonisches Werk, Evangelisch-reformiertes Diakonisches Werk) zusammen. Das zeigt sich u.a. daran, dass die Mitarbeitenden nach Fachbereichen trägerübergreifend Tür an Tür sitzen. Gleichzeitig ist die besondere Herausforderung, dass es weiterhin drei Anstellungsträger mit unterschiedlichen Arbeitsrechten und Tarifwerken gibt. Besonders interessierte die Teilnehmenden, wie es zu einer solchen Kooperation gekommen sei. Dorothea Währisch-Purz betonte: „Voraussetzung ist, dass man sich vertraut. Für diesen Prozess der Vertrauensbildung haben wir ca. 1,5 Jahre benötigt, bevor wir konkret in die Planung gegangen sind.“ Und Hermann Josef Quaing, Geschäftsführer des Caritasverbandes Grafschaft-Bentheim ergänzte: „Man muss das nicht nur gut finden, sondern auch wirklich wollen.“

Alle drei Geschäftsführungen sind sich einig, dass ein solches digitales Format gut geeig-

net ist, außergewöhnliche Projekte über die eigene Region hinaus bekannt zu machen. Hierdurch könnten Anregungen für andere Träger entstehen. Gleichzeitig war für uns Geschäftsführungen gut, sich nochmal zu erinnern wo wir herkommen und in der Vorbereitung einen Blick darauf zu werden, was wir schon geschafft und umgesetzt haben.

¹² Dorothea Währisch-Purz ist Geschäftsführerin des Ev.-luth. Diakonischen Werkes Emsland-Bentheim.

Quarterly Hannover: Zu Besuch bei einem postkonfessionellen Gemeindeprojekt

Torsten Pappert¹³

Wenn man das Gemeinde-Projekt Quarterly sucht, muss man ins Café gehen. Fast alles, was Quarterly ausmacht, findet im Moca statt, einem Café mit eigener Kaffeerösterei in der Innenstadt von Hannover. Kein Sakralraum, kein Gemeindehaus, selbst wenn Quarterly Gottesdienst feiert, hat das Café ganz regulär geöffnet. Lieder stehen auf der Menu-Karte, Fragen sind willkommen und zwischendurch holt sich eine Passantin einen Coffee-to-go. „Eigentlich waren wir ein Gottesdienstprojekt einer Künstler:innen-Community. Einmal im Quartal haben wir einen Gottesdienst in der Jugendkirche gestaltet. Der Name ist geblieben.“ erzählt Jeremias Scharfenberg, der die organisatorischen Fäden zusammenhält. Geblieben ist der Gedanke der Gemeinschaft. „Wir wollen echte und tiefe Beziehungen und unseren Glauben leben.“ so beschreibt es das Leitbild der Quarterlys. In Kontakt sein miteinander, Menschen einbeziehen in die Gemeinschaft, das ist für Quarterly zentral.

Gottesdienste und Konzerte in Wohnzimmeratmosphäre, „Qrunch“, eine offene Brucheinladung, die Sofa-Gruppe zum Abhängen und Vertiefen oder auch Talks, bei denen schon mal Matthias Miersch, Bundestagsabgeord-

netter, mit dem Alltag und Herausforderungen eines mobilen Kinderhospizes konfrontiert wird. „Christ:insein ist für uns persönlich und relevant. Unbedingt.“ beschreibt Jeremias die Grundüberzeugung hinter Quarterly. Er selber stammt ursprünglich aus einer baptistischen Gemeinde und ist heute – gefördert vom Fonds Missionarische Chancen – theologisch-pädagogischer Mitarbeiter der evangelischen hannoverschen Landeskirche. „In unserem Kernteam sind Leute mit pfingstlichem, landeskirchlichen, katholischen und ohne christlichen Hintergrund.“

Die Frage, wie Gemeinde für urbane Menschen zwischen 20 und Ende 40 relevant sein könnte, hat die konfessionelle Zuordnung unwichtig werden lassen. „Wahrscheinlich ist das ganz normal, wenn man versucht, neue Formen christlicher Gemeinschaft zu finden, die in eine Stadt passen, die eine der Single-Hauptstädte Europas ist.“ Jeremias lacht. Die Anknüpfung an Lebenswerte und Spiritualitäten führt recht sicher zu einer Gemeinschaft, die sich nur postkonfessionell verstehen kann. Sie ist nicht die Modernisierung einer Tradition, sondern die Begegnung des Christlichen mit urbaner Kultur. Und dann treten konfessionelle Unterschiede in den Hintergrund. Das könnte so etwas wie ein Blick auf eine Kirche der Zukunft sein: postkonfessionell, divers, gemeinschaftsorientiert.

¹³ Pastor Torsten Pappert ist Referent für innovative Kirchenentwicklung (Arbeitsfeld Missionarische Dienste) im Haus kirchlicher Dienste, Hannover.

Quarterly hat dabei eine eigene Lerngeschichte. Am Ende der Anfänge in der Jugendkirche stand das Gefühl, in nicht-kirchliche Räume gehen zu müssen. Die Gottesdienste fanden dann im RP5, dem Veranstaltungs- und Discobereich der hannoverschen Spielbank statt. Direkt am Hauptbahnhof. „Das war eine gute Zeit, aber wir waren zunehmend ein Ort für Christ:innen, die ein bisschen frustriert von ihrer eigenen kirchlichen Heimat waren. Allerdings ohne dass sie sich hier engagiert hätten.“ So wagte Quarterly den Sprung ins Offene. Abschied vom RP5, Pause, viele Gespräche. Und dann der Neuanfang im Café.

Corona hat vieles durchkreuzt – auch bei Quarterly. In dieser Zeit ist ein Podcast¹⁴ entstanden, gerade ist eine Community-App online gegangen. „Wir erproben, wie Kirche postmodern funktioniert, und ahnen, dass vieles daran hängt, dass Menschen das Gefühl haben, den Glauben erkunden und daraus eine prägende Realität des eigenen Lebens machen zu können.“ so beschreibt es Jeremias. Und irgendwie habe ich das Gefühl, dass er Recht hat.

14 <https://open.spotify.com/show/2Ui5lxSYSQANRdNWavoSa9>

Die Diözese Leeds: Auf dem Weg zu einer Mixed-Ecology Church

Woldemar Flake im Gespräch mit Hayley Matthews¹⁵

Partizipative Kirche

Das ordinierte Amt spielt im Selbstverständnis der Kirche von England nach wie vor eine große Rolle. Dabei gibt es immer weniger Hauptamtliche – vor allem aus finanziellen Gründen, aber auch auf Grund einer Tendenz hin zu einer Freiwilligkeits- und Beteiligungskirche. Die Gegenüberstellung von hauptamtlichem Diakonen- und Pfarrdienst und ehrenamtlichen Laiendiensten geht in der Kirche von England so nicht mehr auf. Wie sieht das in der Diözese Leeds aus?

In der Diözese Leeds arbeiten immer weniger ordinierte Geistliche in Vollzeit. Oft sind sie auf Teilzeitstellen oder in einem ehrenamtlichen Team unterwegs. Die Teams bemühen sich um eine gleichberechtigte Zusammenarbeit von Ordinierten und Laien. Jüngerschaft und

¹⁵ Im Rahmen des Studientags Ökumene „Es funk! – Ökumene auf Sendung“ nahm Rev. Dr. Hayley Matthews im September 2021 an einem Podiumsgespräch zum Thema Ökumene der Sendung aus Sicht der Kirchenleitung teil, in dem sie einige der hier abgedruckten Ausführungen einbrachte. Das Gespräch mit Dr. Christian Hennecke vom Bistum Hildesheim und Dr. Ralph Charbonnier von der Landeskirche Hannovers kann auf Youtube nachgeschaut werden: <https://www.youtube.com/watch?v=Uzv0ye5yyS8&t=4853s>. Hayley Matthews ist in der Diözese Leeds u.a. für die Aus-, Fort-, und Weiterbildung von Freiwilligen und Ehrenamtlichen zuständig und leitet die Arbeit mit Prädikant:innen.

Nachfolge werden zunehmend als Berufung verstanden. Das heißt, Christsein ist ein partizipatorischer Glaube, kein individualistischer Glaube. *Alle sind berufen*, lautet das Motto, das wir jetzt zu begreifen beginnen. Dies steht seit langem auf der Agenda der Kirche von England, aber nach dem Bericht *Setting God's People Free* im Jahr 2017 hat die Kirche von England ein nationales *Disciple Enablers Network* eingerichtet, das sich auf den Kulturwandel konzentriert, der notwendig ist, um diese theologischen Grundsätze zu umzusetzen.

Kirche ist nicht länger ein „Zuschauersport“. Jüngerschaft wird im Lichte des Alltags der Menschen im Gemeinwesen immer wieder neu justiert. Die Kirche ist überall dort präsent, wo die Jüngerinnen und Jünger Gottes präsent sind. Jesus beruft uns, an seinem Heilswerk teilzunehmen, sei es dort, wo wir uns mit unseren Nachbarn anfreunden, an der Kasse eines Supermarktes arbeiten oder für Hilfsorganisationen in Entwicklungsländern tätig sind.

„Lass das mal den Papa machen!“

Was bedeutet das für euer Leitungsmodell? Wie löst ihr euch von dem „Lass das mal den Papa machen, der Papa macht das gut...“?

Der kulturelle Wandel bei den Führungsmodellen darf nicht unterschätzt werden. Wir sind dabei, uns von der Tyrannei eines „Vater weiß es am besten“-Modells der ordinierten

Leitung zu befreien, bei dem der Fokus auf die reine Lehre und die Konzentration auf die Integrität des Rufes der Organisation zu einem Flaschenhals für die Laien wurden. Viele Geistliche finden sich in Gemeinden mit Gemeindemitgliedern wieder, die weit weniger gebildet und selbstbewusst sind als sie selbst. Die Investitionen in diese Gemeindemitglieder waren aufgrund sozioökonomischer und kultureller Kräfte gering.

Folglich erfordert der Übergang zu einer partizipativen und kooperativen Führung eine beträchtliche Zeitinvestition sowohl für die Laien als auch für die Geistlichen. Die Laien brauchen Möglichkeiten, sich auszuprobieren und zu scheitern, und zwar mit ständiger Ermutigung, es erneut zu versuchen; sie brauchen empathische Mentoren und gute Vorbilder, insbesondere wenn sie aus Minderheiten oder marginalisierten Verhältnissen kommen. Ein Raum zum Wachsen mit winzigen Schritten voran: Das macht den Unterschied.

Vor drei Jahren arbeitete mein Team zum Beispiel mit einer Person, die sich nicht „würdig“ oder „gut genug“ fühlte, um an einem zweistündigen Schulungskurs teilzunehmen. Ein leitender Geistlicher sagte, er glaube nicht, dass sie für eine formale Führungsrolle geeignet sei, schlicht, weil sie sich zu diesem Zeitpunkt nicht traute. Wir blieben jedoch bei unserer Begleitung und Ausbildung, und drei Jahre später hält diese Frau in ihrer Gemeinde Gottesdienste und bildet selbst Ehrenamtliche aus. Sie ist eine selbstbewusste Christin, die sich engagiert und mit den Ordinierten zusammenarbeitet.

Die Geistlichen, die oft von der Last der Verantwortung überwältigt werden, brauchen ebenfalls Mentoren und Unterstützung, damit sie lernen, Coaches zu werden, die den Menschen schrittweise Lernmöglichkeiten bieten können, während sie den Laden am Laufen halten. Die alten Leitungsmodelle geben den Geistlichen nicht die Möglichkeit, andere zu betreuen, da sie in der Treitmühle ständiger Aktivitäten gefangen sind. Dieses ungesunde Dienstmodell verhindert tiefere Reflexion und gibt keinen Freiraum, den Ruf des Geistes zu missionarischem Dienst zu hören.

Wir müssen zudem lernen, loszulassen und Unvollkommenheit zu akzeptieren. Niemand von uns wurde als Experte geboren. Wir entwickeln eine Kultur des „gut-genug“ und erlauben es den Menschen, auch einmal zu scheitern - wir betrachten dies als Lernchance und bieten positive Ermutigung, Schulung und weiteres Coaching, wo nötig. Vielen unserer Geistlichen wurde nicht beigebracht, so zu arbeiten. Oder sie landeten in Pfarreien, in denen eine passive Gemeinde stark von einer Kultur der Hauptamtlichkeit geprägt war. Es herrschte das Gefühl vor, ein Dienstleister zu sein und nicht der Teamleiter einer partizipativen Organisation. Der oder die Geistliche diene der Kerngemeinde, anstatt die Gemeinde zu leiten, damit diese den Menschen diene, zu denen sie berufen worden war.

Noch einmal die Frage: Wenn ich als Gemeindepfarrer:in auf der einen Seite nach wie vor mit einer Dienstleistungsmentalität konfrontiert bin, den „Laden am Laufen“ halten soll, und auf der anderen Seite Teams für ein neues partizipatives Leitungsverständnis ausbilden

und begleiten will – ist das nicht eine komplette Überforderung? Wie setzt ihr das um?

Leitung sollte einen Stil praktizieren, der Bereitschaft zeigt, Menschen klein anfangen zu lassen. Eine Kirchengemeinde, die ich kenne, hatte allen eine Aufgabe gegeben, wenn auch nur eine kleine. Eine Person hatte beispielsweise die Aufgabe, dafür zu sorgen, dass dem Büro nie die Post-it-Zettel ausgingen. Später hat sie den Bürobedarf der Kirche organisiert, und dann wurde sie zu einer ehrenamtlichen Teilzeitkraft im Büro.

Zu oft erwarten wir, dass wenig selbstbewusste, vielbeschäftigte Gemeindeglieder ohne schrittweise Schulung Aufgaben übernehmen. Der gute Wille eines Freiwilligen reicht einfach nicht aus. Eine Person hat es fertiggebracht, „Altpapier“ zu entsorgen – Schriftstücke aus 50 Jahren, in denen die alle fünf Jahre stattfindenden Visitationen der Kirchengemeinde dokumentiert waren. Diese Person hatte das Wort „Quinquennium“ noch nie gehört, geschweige denn, dass sie die Bedeutung dieser mit Eselsohren versehenen alten Dokumente kannte. Wenn so etwas passiert, wird Laien oft vorgeworfen, sie seien nicht klug genug, nicht akademisch genug, nicht motiviert genug und interessierten sich nicht genug für all die Aufgaben, die dem Klerus gestellt werden. Die Wahrheit ist, dass sie oft nicht gut genug begleitet werden, um ihre Aufgaben primär als Berufung und verantwortlich zu verstehen. Es werden ihnen keine mundgerechten Gelegenheiten gegeben, sich mit positivem Feedback weiterzuentwickeln. Die Fortbildung ist nicht spezialisiert genug für die verschiedenen Aufgaben.



Die digitale Lernplattform der Diözese Leeds: <https://learning.leeds.anglican.org/>

Hier in der Diözese Leeds entwickeln wir darum neue Ausbildungswege für Laien sowie Kurz- und Online-Kurse zum Selbststudium, um Menschen die Möglichkeit zu geben, ihre Gaben zu erforschen oder in kleinen Häppchen eine Fortbildung zu erhalten, die ihnen hilft, selbstbewusstere Christinnen und Christen zu werden. Als Diözese ist der Ansatz „Klerus und Laien gemeinsam“ Vision und Weg zugleich. Ich habe zum Beispiel gerade einen neuen Kurs für Gelegenheitsprediger ins Leben gerufen, bei dem jede Woche ein lizenziertes Laienprediger – in der evangelischen Landeskirche wäre das ein Prädikant - mit einem Geistlichen

zusammen unterrichtet. Wenn es das erste Mal ist, dass ein Laienprediger oder eine Laienpredigerin unterrichtet, dann könnte der Geistliche das gesamte Material schreiben und dann mit der Laienperson daran arbeiten, wer welchen Teil des Materials wie vorträgt. Manche Laienprediger und –predigerinnen dagegen sind es in ihrem Berufsleben gewohnt, zu unterrichten. In diesem Fall könnten sie den Inhalt vorbereiten. Geistliche und Laien arbeiten so partnerschaftlich zusammen, unterstützen sich gegenseitig. Viele unserer Weiterbildungskurse für Geistliche richten sich an Kleriker *und* Laien. Ich Sorge dafür, dass Online-Kurse für die Fastenzeit und den Advent angeboten werden, die es Klerikern und Laien ermöglichen, gleichberechtigt miteinander Gemeinschaft zu haben.

Welche Rückwirkungen hat dieser Weg in eine partizipative Kirche auf das „Mischverhältnis“ von parochialem System und neuen Gestalten von Kirche? Wie sieht die „mixed-economy“ in der Diözese Leeds aus?

Wir bewegen uns fort von der Sprache der „mixed-economy“, die im Wesentlichen das Nebeneinander von traditionellen und neuen Ausdrucksformen von Kirche bedeutete, hin zur Sprache der „mixed-ecology“, einer gemischten Ökologie, die die vielfältige Natur der Kirche, der Gottesdienstgemeinden und der sozialen Aktionsprogramme kennzeichnet.

Dies hat dazu geführt, dass die traditionellen Kirchengemeinden nicht mehr die „Aufsichtskirche“ eines Pionierdienstes sein mussten, was die Beteiligten oft daran hinderte, Entscheidungen zu treffen, zu handeln und in einer wirklich bahnbrechenden Weise zu

wachsen. Dieses Modell hat die Pioniere infantilisiert, anstatt sie freizusetzen. Die Pioniere fühlten sich oft zu sehr gezwungen, genau das zu tun, was in ihrer Projektbeschreibung stand, oder sie wurden durch die schiere Menge zusätzlicher parochialer Ansprüche erdrückt. Neue Formen von Kirche entstehen organisch und dürfen sich unabhängig von einer traditionellen Gemeinde entfalten.

Welche Beispiele gibt es für solche Pionierarbeit?

Ein Beispiel dafür ist die „Fountains Church“ in Bradford.¹⁶ Sie ist in einem ehemaligen Nachtclub untergebracht und bietet Gottesdienste im Stil von Hillsong an. Außerdem bietet sie Platz für eine Ringkampfarena, in dem ein christlicher Wrestling-Dienst (GMT Redemption) vor allem junge Männer anspricht. Die Lage im Stadtzentrum neben einem Theater auf Weltniveau bietet eine hervorragende Ausgangsposition, um neue Mitglieder anzusprechen. Außerdem ist dies ein Zentrum für das „Real Junk Food Project“ und das „Grace Café“, das Lebensmittelverschwendung verhindert und sich gleichzeitig an Menschen wendet, die Schwierigkeiten haben, sich und ihre Familien zu ernähren.

„Sorted“ ist eine neue Form der Jugendkirche, ebenfalls in Bradford, während wir in Halifax „Saturday Gathering“ haben, eine Fresh Expression of Church, die aus einer „Tafel“ hervorgegangen ist. „Lighthouse“ in der Krypta von St. George’s in Leeds ist eine Gemeinde, die sich für Obdachlose und gefährdete Menschen einsetzt. „Across in the Wood“ ist eine neu ent-

¹⁶ <https://fountainsbradford.org/>



Bradford – eine Stadt, in der eine christliche Präsenz mindestens seit dem Jahr 627 nachweisen lässt - ist heute im Zentrum stark durch den Islam, religiöse und nicht-religiöse Pluralität und kulturelle Diversität geprägt. (Foto: Flake/HkD)

stehende Gemeinde in Grinton, Swaledale. Die Kirchengemeinde entdeckte, dass Menschen vor Ort sich gerne um die Umgebung und Umwelt rund um das Kirchengebäude kümmern. Die „Fun-Key Church“ in Richmond ist eine Gemeinde, die mit Blick auf die Bedürfnisse junger Familien gegründet wurde.

In jedem Sprengel unserer Diözese handelt es sich also um Schlüsselprojekte, die sorgfältig gepflegt werden, um sicherzustellen, dass sie nicht von den traditionellen Pfarreien, zu denen sie gehören, subsummiert werden, sondern in der Lage sind, den speziellen Dienst, zu dem sie berufen sind, nachhaltig zu erfüllen.

Das klingt alles sehr nach den berühmten Fresh Expressions of Church, den neuen Ausdrucksformen von Kirche, auf die wir in Deutschland mit so großer Neugier schauen. Wie kommt es aber, dass wir bei unseren Kontakten mit der Leitung der Diözese Leeds so viel Zurückhaltung oder sogar Ablehnung wahrnehmen, wenn die Rede auf die FreshX-Bewegung kommt? Ist das nicht ein Widerspruch?

Wir haben festgestellt, dass die FreshX-Bewegung dazu herhalten musste, das umzuetikettieren, was eigentlich ganz traditionell war. Wenn beispielsweise eine Pfarrkirche eine „Bikers Tea Party“ veranstaltete, wurde dies als

Fresh Expression bezeichnet, obwohl es sich nur um ein Teetrinken handelte, das sich an die Zielgruppe der Motorradfahrer richtete. Der Begriff wurde auch zum Synonym für Gottesdienstgemeinschaften, die entweder von der traditionellen Pfarrgemeinde oder von einem Förderfonds finanziert wurden, die aber nie eigenständig nachhaltig wurden.

Die Rede von einer „mixed ecology“ anstatt von einer „mixed economy“ räumt mit dem bildlichen Ausdruck einer finanziellen Abhängigkeit auf, so als seien dies irgendwie außerhalb der kirchlichen Strukturen stehende Projekte. Und das hilft den Pionierdiensten, echte Pionierarbeit in Bezug auf Nachhaltigkeit und Rechenschaftspflicht gegenüber der Kirchenleitung zu leisten, anstatt zu erwarten, dass alte Finanzierungsmodelle oder die Abhängigkeit von Zuschüssen die Norm sind. Der Übergang zur „mixed ecology“ und die Betonung des Pionierdienstes lassen diese negativen Assoziationen der Fresh Expressions hinter sich.

In Niedersachsen betonen wir durch den Begriff einer „Ökumene der Sendung“, dass eine „mission-shaped church“ – eine Kirche, die ihre Gestalt aus ihrer Sendung ableitet – eine ökumenische Kirche sein wird. Wie sieht das in der Diözese Leeds aus? Wie ökumenisch muss die Kirche der Zukunft sein?

Das ist eine interessante Frage, denn wir haben eine Reihe von LEPs (kirchenrechtlich geregelten lokalen ökumenischen Partnerschaften von methodistischer und anglikanischer Kirche)¹⁷,

¹⁷ Anm. d. Red.: Eine Lokale ökumenische Partnerschaft (LEP) ermöglicht es, im Rahmen des anglikanischen Kirchenrechts Pfarrpersonal und Gebäude mit Kirchen zu teilen, mit denen

und oft liegt der Schwerpunkt so sehr auf dem Durchsetzen von Traditionen und Gottesdienststilen, dass die eigentliche Sendung der Kirche in den Hintergrund tritt gegenüber den unterschwelligem Machtkämpfen, die unter den Gemeindegliedern ausgefochten werden. Realistischer Weise dauert es bis zu fünf Jahre, bis sich diese Kämpfe gelegt haben und ein neues Gefühl dafür entsteht, „eine Gemeinde“ zu sein.

Allerdings habe ich auch mit einer sehr erfolgreichen LEP auf lokaler Ebene zusammengearbeitet, wo ich viele methodistische und anglikanische Laien ausgebildet habe. Außerdem erhalten wir regelmäßig Anfragen von unseren baptistischen, pfingstlerischen, freikirchlichen und methodistischen Freunden, an unseren Laienkursen teilzunehmen. Bei einigen können wir zusätzliche Teilnehmer aufnehmen, bei anderen müssen die ökumenischen Partner einen finanziellen Beitrag leisten, während andere so spezifisch für unsere anglikanischen Dienste sind, dass eine Teilnahme für sie keinen Sinn macht. Ein Licensed Lay Minister zum Beispiel ist eine anglikanische Rechtspersönlichkeit.

Ich habe den Eindruck, dass alle Kirchen offener für eine Zusammenarbeit sind, da wir der Kirchengemeinschaft immer näher kommen. Ich habe den Eindruck, dass wir uns derzeit in diese Richtung bewegen, aber es hängt noch

keine Kirchengemeinschaft bzw. keine volle gegenseitige Ämteranerkennung besteht. Zwischen der Nordkirche und der Landeskirche Braunschweig und der Kirche von England gab es in der Vergangenheit sogar LEPs im Kontext von deutsch-englischen Meissen-Partnerschaften. Wegen der relativ hohen bürokratischen Hürden wurde dieses Konstrukt in den letzten Jahren auch im rein englischen Kontext weniger angewandt, kann aber im gewissen Sinn als Modell einer „Ökumenische Gemeinde“ gelten.

viel davon ab, dass die katholische und die orthodoxe Kirche die Gültigkeit der protestantischen Kirche anerkennen und sich auf die Bearbeitung schwieriger Lehrfragen einlassen, wie z.B. die gleichgeschlechtliche Ehe und weibliche Bischöfe. Bemerkenswert ist, dass sich alle Kirchen um eine soziale Aufgabe wie z.B. eine „Tafel“, scharen können, und dass missionarische Zusammenarbeit die ökumenischen Beziehungen fördert. Für mich ist die Zusammenarbeit der Diözese Leeds mit der Landeskirche Hannovers ein weiteres sehr positives Beispiel dafür, wie protestantische Kirchen „good practice“ teilen, Freundschaften schließen und echte Ökumene leben können.

Das bringt mich zu meiner abschließenden Frage: Als wir als Landeskirche auf der Suche nach Möglichkeiten einer Vertiefung der Kontakte zur Kirche von England waren, hat uns Bischof Nick Baines eine Partnerschaft angeboten. Welches Interesse hat die Diözese Leeds an einer Partnerschaft mit der Landeskirche Hannovers?

Die Freundschaft in Christus mit unseren Brüdern und Schwestern der Landeskirche und die Möglichkeit, sich auszutauschen und voneinander zu lernen, sind die beiden treibenden Kräfte unserer Partnerschaft mit der Landeskirche. In erster Linie geht es bei dieser Freundschaft nicht um die formalen kirchlichen Strukturen, sondern um echte Menschen, die echte Freundschaften schließen, und ich hoffe, dass ihr das Gefühl habt, dass wir jetzt tatsächlich mehr als nur Kollegen sind. Das ist für uns besonders wichtig angesichts des Brexit, der die Notwendigkeit unterstrichen hat, unsere europäischen Freundschaften zu pflegen.

Wir wissen, dass die gesamte Kirche derzeit etwas erlebt, das man als „stille Reformation“ bezeichnen könnte, da sie von einem klerikalen zu einem partizipativen Modell übergeht und die kirchlichen Strukturen so reformiert werden, dass sie eher Freiräume ermöglichen als einzuschränken. Jeder und jede von uns erlebt diese Transformation auf unterschiedliche Weise, aber wir wollen mit euch auf diese Reise gehen, damit wir unsere Einsichten teilen, wozu der Heilige Geist uns in dieser neuen Ära der Kirche ruft.

Vielen Dank!

Zukunftsräume: Immobilienprozesse im Bistum Hildesheim

Christiane Müßig¹⁸

Auf den ersten Blick erscheint es widersprüchlich. Seit mehr als 10 Jahren arbeiten wir im Bistum Hildesheim nach dem Prinzip der Lokalen Kirchenentwicklung. Entscheidungen werden vor Ort getroffen, maßgeblich sind die Ideen und Ressourcen vor Ort; dort lebt der Glaube, erleben Menschen Hilfe in ihrer Not, Trost und neue Hoffnung. Und nun ein von „oben“ angeordneter Prozess mit klaren Vorgaben und einem sehr begrenzten finanziellen Rahmen: Die Ansage des Generalvikars, den Gebäudebestand in den nächsten Jahren drastisch reduzieren zu wollen. Zuschüsse und Investitionen werden künftig an die Bedingung gebunden sein, dass es ein plausibles, zukunftsfähiges Konzept dafür gibt, was in und mit den Gebäuden geschehen soll. Und trotzdem melden sich viele Pfarreien an, so viele, dass es schon eine „Warteliste“ gibt. Was steckt hinter dem Immobilienprozess und wie sind die ersten Erfahrungen damit?

Zum Beispiel in St. Bernward, Hannover

Spannend wird es immer, wenn die Ideen und Planungen öffentlich vorgestellt werden. Ein

halbes Jahr schon hatte die Projektgruppe aus St. Bernward in Hannover Daten und Fakten zusammengetragen, daraus eine Präsentation erstellt, die sie nun interessierten Gemeindegliedern vortrug; mit ein bisschen Bauchgrummeln und der diffusen Befürchtung, dass es Widerstand, emotionale Reaktionen, vielleicht Entrüstungstürme geben könnte. Die Pfarrei hat drei Standorte mit jeweils einer Kirche plus weiteren Räumlichkeiten – einer würde für die Aktivitäten und Gottesdienste gut ausreichen. Reduzieren und Abschied nehmen ist angesagt. „Aber das wissen wir doch im Grunde schon. Die Zahlen, die ihr uns gezeigt habt, kommen mir fast noch zu optimistisch vor. Wir müssen Gebäude aufgeben – so ist das eben. Macht weiter so, wir stehen hinter euch!“ brachte eine Teilnehmerin ihre Meinung auf den Punkt. Erleichterung bei der Projektgruppe, Rückenwind für die nächste Phase des Immobilienprozesses – und das gute Gefühl, dass der Immobilienprozess Sinn hat und dass die Zeit dafür reif ist.

Kurz nach dem Ostern 2021 hat Generalvikar Martin Wilk den Immobilienprozess ZUKUNFTSRÄUME im Bistum Hildesheim offiziell gestartet. In den nächsten zehn Jahren sollen alle 119 Pfarreien daran teilnehmen. Zu den Rahmenbedingungen gehört, dass niemand zur Teilnahme gezwungen wird, sondern die Pfarreien sich aktiv bewerben können. Andererseits wird das Bistum nur dort investieren und Zuschüsse zu Baumaßnahmen geben, wo

¹⁸ Christiane Müßig arbeitet als Referentin für Lokale Kirchenentwicklung in der Hauptabteilung Pastoral des Bistums Hildesheim. Zu ihren Aufgaben gehört die Begleitung des Immobilienprozesses.

eine Pfarrei diesen ca. zweijährigen Prozess durchlaufen hat. Der „Aufwand“ für Erarbeitung, Durchführung und Begleitung des Prozesses wird erst absehbar, wenn man, wie die Pfarrei St. Bernward, tiefer ins Prozedere eingestiegen ist. Beim Studium der Zahlen und Fakten wurde schnell klar, dass die Gebäude nicht ausgelastet sind, dass die Anzahl der Kirchenmitglieder trotz wachsender Bevölkerung und Zuzug von Familien in den Stadtteilen weiter sinken werden, dass die Finanzen schon jetzt nicht reichen, um die laufenden Kosten zu decken. Aber was soll erhalten bleiben und was nicht? Welche Bedeutung wird die Kirchengemeinde zukünftig haben und was ist ihre Aufgabe?

Es geht um die Substanz

Schnell wird deutlich, dass wir uns als Kirche mitten in einer Transformation befinden. „Früher hat es uns gereicht, uns wie ein Verein zu fühlen – alle gehörten dazu, es gab Gruppentreffen für jedes Alter und passende Freizeitaktivitäten. Das ist vorbei. Wir müssen uns ganz neu aufstellen. Es geht um die Substanz,“ beschreibt ein Mitglied der Projektgruppe die Situation.

Wenn sich so vieles neu ordnet, ist es nicht nur angeraten, sondern notwendig, nach dem Wesentlichen zu fragen: Wo und wie kommen Menschen heute mit der Frohen Botschaft in Berührung? Wer werden wir als katholische Kirchengemeinde zukünftig sein? Daran wird deutlich, dass die ZUKUNFTSRÄUME in erster Linie ein pastoraler Prozess sind. Erst wenn die Ziele klar sind und ein gemeinsames Zukunftsbild entstanden ist, sprechen wir über

die Gebäude und ihren Beitrag dazu. Und dann stellen sich ernsthafte Fragen: Brauchen wir zukünftig noch Pfarrheime oder werden uns die Kirchen reichen? Wie sollen zukünftig Versammlungsräume aussehen, wer wird sich dort treffen? Um fundierte Antworten zu finden, reicht es nicht, im eigenen Kreis zu beraten – dafür braucht es die Sicht „von außen“, das Gespräch mit Menschen in der Nachbarschaft, Vertreter:innen aus Politik und Gesellschaft. Diese Gespräche waren oft so etwas wie Lichtblicke, Türöffner für eine neue Sichtweise. „Es war toll, mit wieviel Wertschätzung uns die Ortsbürgermeisterin als Kirchengemeinde hier sieht. Und wie viele gemeinsame Interessen wir haben, zum Beispiel etwas für die Familien und die Senioren, Alleinlebenden und sozial Schwachen hier zu tun.“

Segensorte

Von Anfang an ist klar, dass die beiden katholischen Kindertagesstätten hier eine besondere Rolle spielen sollen. Während in den Gottesdiensten und in den Verbänden wenige bis keine jungen Menschen anzutreffen sind, gehen in den Kindertagesstätten täglich die Kinder von über hundert Familien ein und aus. Hier werden Familien mit kleinen Kindern darin unterstützt, ihren Alltag zu meistern und kommen zudem mit religiösen Inhalten und christlichen Werten in Kontakt. In der anfangs beschriebenen Gemeindeversammlung, in der die bisherigen Erkenntnisse vorgestellt wurden, änderte sich die etwas depressive Stimmung, als eine Vertreterin der Kindertagesstätten begeistert davon sprach, was in diesen Einrichtungen geleistet wird und wieviel Segen von ihnen ausgeht. Die Idee eines Famili-

enzentrum war geboren, in dem auch die Mütter und Väter Beratung finden, Betreuung vermittelt, Oma-Vorlesedienste und vieles mehr. Könnte das eins der neuen Gesichter von St. Bernward werden, zusammen mit anderen einladenden Begegnungsorten in und neben der Kirche?

Ökumene

In allen Immobilienprozessen gehören Gespräche mit den ökumenischen Geschwistern dazu. Oft gibt es bereits lebendige Kontakte, gemeinsame Aktivitäten. Jetzt aber gilt es, über die Zukunft zu sprechen, realistisch zu schauen, wo man einander helfen kann und wie Angebote sich ergänzen können. Die Zeit des konfessionellen Gegeneinanders ist zum Glück lange vorbei; aber wieviel mehr Kraft kann sich entwickeln, wenn man nicht mehr nur nebeneinander, sondern miteinander plant und arbeitet?¹⁹ Die Möglichkeit, Räume oder Gebäude gemeinsam zu nutzen, wird vermutlich in den nächsten Jahren an Bedeutung gewinnen. Bei Versammlungsräumen dürfte es hier wenig Schwierigkeiten geben; neu und spannend ist es, wenn Kirchenräume von mehreren Konfessionen genutzt werden, wie dies gerade in Garbsen-Havelse überlegt wird.

Und die Finanzen?

Ohne die finanzielle Not – so viel Ehrlichkeit muss sein – hätte es den Prozess ZUKUNFTS-

¹⁹ Die „Ökumene der Sendung“ ist gut beschrieben in dem Flyer „Ökumene im Horizont der Lokalen Kirchenentwicklung“, der über die Diözesanstelle Ökumene bezogen werden kann (oekumene@bistum-hildesheim.de). Erhältlich ebenfalls über das Arbeitsfeld Ökumene im Haus kirchlicher Dienste (oekumene@evlka.de).

RÄUME in dieser Form und Konsequenz nicht gegeben. Eine erfreuliche Entwicklung ist es, wenn die Überzeugung wächst, dass die knappen Finanzen nicht nur als begrenzenden Faktor wahrgenommen werden, sondern als Anstoß, sich wirklich zu verändern und zukünftig „mit leichterem Gepäck“ unterwegs zu sein. Es ist befreiend und wunderbar, wenn nach anfänglichem Sortieren und Klären deutlich wird, dass es in diesem Prozess um viel mehr geht als nur um die Gebäude aus Steinen.

Zukunftsräume und Lokale Kirchenentwicklung

Auf eine Kurzformel gebracht könnte man den Immobilienprozess als ein konkretes und angewandtes Beispiel der Lokalen Kirchenentwicklung beschreiben. Die aus Vertreter:innen der Pfarrei und des Generalvikariats besetzte Projektgruppe, Gremien und Gemeindeöffentlichkeit arbeiten zusammen. Das Geländer der Prozessschritte hilft dabei, die Orientierung zu behalten, aber die eigentliche Kunst ist es, aus zusammengetragenen Daten, Gesprächen, Ideen und Möglichkeiten eine gemeinsame Linie zu entwickeln. Letztlich ist das eine spirituelle Aufgabe, ein Fragen nach dem Weg in die Zukunft. Das Charmante an dem Projekt ist es, dass dieser Weg dann in Aktivitäten und in Gebäuden erkennbar werden wird. Kirchen und kirchliche Gebäude sind etwas Sichtbares, etwas, wofür die Kirchengemeinden Verantwortung haben und was sie gestalten können. Für St. Bernward entwickelt sich diese Linie gerade. Noch ist sie nur schemenhaft zu erkennen, immer wieder kommen neue Fragen und Aspekte dazu. Aber es geht voran. In Phase 3 des Prozesses geht es nun darum, Zusammen-

hänge zu sehen, zu schauen, was passt und mutig zurück und nach vorn zu blicken. Das ist in der Zeit der Pandemie nicht so einfach. Die Projektgruppentreffen können ohne Probleme digital stattfinden – mittlerweile hat sich hier, wie auch an den anderen Orten, die mitten im Prozess stehen, ein vertrautes und effektives Arbeiten am Bildschirm entwickelt. Aber um wirklich gemeinsam kreativ zu werden, auch andere, jüngere Menschen miteinzubeziehen und ihre Ideen zu hören, braucht es „Live“-Treffen. „Wie schön war der

Moment der Gemeindeversammlung, also der vorbereitete Imbiss auf die Tische kam,“ erinnert sich ein Projektgruppenmitglied. Wenn es „um’s Ganze“ geht, sollte auch der ganze Mensch einbezogen sein, mit Leib und Seele. Wir hoffen auf das Frühjahr, wenn die Zahlen wieder zulassen, dass wir uns direkt sehen können. Dann ist das nächste größere Treffen geplant – und das wird wieder spannend!

Das „Geländer“ für den pastoralen Immobilienprozess ZUKUNFTSRÄUME haben die Abteilungen Pastoral, Bau/Finanzen und Organisationskultur gemeinsam entwickelt.

Es geht nach dem weltkirchlich hundertfach erprobten Prinzip „sehen-urteilen-handeln“¹ vor und gliedert sich in fünf Phasen:

- 1. Vorbereiten & klären** Die Rahmenbedingungen werden geklärt
Die von Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand beauftragte Projektgruppe bildet sich. Ein Kontrakt bestätigt den Start des Prozesses.
- 2. Sammeln & sichten** Die Mitglieder der Projektgruppe erheben Zahlen, Daten und Fakten aus dem kommunalen und kirchlichen Umfeld und der Pfarrei mit ihren Kirchorten und Gebäuden. Sie führen Gespräche mit Entscheidungsträger:innen, holen Informationen und Einschätzungen ein.
- 3. Perspektiven entwickeln** Aus den erhobenen Daten und den Ideen aus Phase 2 werden zukunfts offene Szenarien entworfen, inhaltliche Ziele und Leitbilder formuliert, die dann die Grundlage für die Entwicklung des Gebäudekonzepts bilden. In der Projektgruppe werden Möglichkeiten der Realisierung überprüft, ein Finanzrahmenkonzept erstellt
- 4. Entscheiden** Die zuständigen Pfarrei- und Bistums gremien beschließen das erarbeitete Konzept, das anschließend umgesetzt wird.

Eine ausführliche Beschreibung der Phasen und der Rahmenbedingungen des Prozesses bietet die Broschüre Zukunfts räume, die neben weiteren Materialien und Arbeitshilfen auf der Homepage www.bistum-hildesheim.de/zukunftsräume zu finden ist².

1 Ursprünglich von Kardinal Joseph Cardijn (1882 – 1967), dem Gründer der Christlichen Arbeiterjugend CAJ entwickelt, von den lateinamerikanischen Basisgemeinden als „método ver-juzgar-actuar“ übernommen und im englischsprachigen Raum „see-judge-act“ bekannt.

2 Die gedruckte Broschüre kann über zukunftsraeume@bistum-hildesheim.de bezogen werden.



ZUKUNFTSRÄUME

Immobilienprozesse
im Bistum Hildesheim





Tischkultur - Gesprächskultur

„Herein, herein, wir laden alle ein“? Am Haus einer Eucharistischen Gastfreundschaft bauen

Stephanie van de Loo²⁰

„Herein, herein, wir laden alle ein!“, so heißt im Refrain des kirchlichen Kinderliedes „Wir feiern heut ein Fest“. Ja, die katholischen Gemeinden wollen einladend sein, sie verstehen sich als offene, gastfreundliche Orte, an denen alle Menschen Platz finden mit ihrer Freude und Hoffnung, Trauer und Angst. Ökumenische Verbundenheit gehört inzwischen selbstverständlich zum christlichen Leben in Deutschland dazu, von gemeinsamen Gottesdiensten und Projekten über theologische Studien hin zu regelmäßigem Dialog von Gremien und Kirchenleitungen. Bei der Feier der Eucharistie allerdings gilt der Refrain katholischerseits nicht: Weil die Eucharistie „Quelle und Höhepunkt“ des Glaubens ist, wie das 2. Vatikanische Konzil formulierte, setzt die katholische Kirche für ein gemeinsames Abendmahl die Einheit in eben diesem Glauben voraus, die – gerade mit Blick auf Amt und Kirchenverständnis – noch nicht gegeben ist.

Der Gedanke der eucharistischen Gastfreundschaft wählt einen anderen Ausgangspunkt: Menschen sollen zu Gast sein dürfen beim Abendmahl der jeweils anderen Konfession. Nicht mehr, und auch nicht weniger. Eine solche wechselseitige Gastfreundschaft kann Kraftquelle sein auf dem ökumenischen Weg,

²⁰ Stephanie van de Loo, Geschäftsführerin der Bischöflichen Kommission für Ökumene im Bistum Osnabrück

der noch vor uns liegt, hin zu weiter wachsender Einheit. Im Alltag der Gläubigen ist eine solche Gastfreundschaft längst selbstverständlich, denn es wird wohl niemand weggeschickt, der seine Hände für den Empfang der Hostie öffnet. Aber es fühlt sich oft an wie etwas eigentlich Verbotenes, eine geduldete Ausnahme, ist verbunden mit einem schlechten Gewissen – denn eigentlich, offiziell soll es ja nicht so sein. Das offizielle Gewähren und Annehmen von Gastfreundschaft würde deshalb weniger an der Praxis selbst als vielmehr an den damit verbundenen Empfindungen etwas ändern.

Ja, die wechselseitige Teilnahme an den Feiern von Abendmahl/Eucharistie in Achtung der je anderen liturgischen Traditionen ist theologisch begründet – zu diesem Ergebnis kommt der Ökumenische Arbeitskreis katholischer und evangelischer Theolog*innen in Deutschland in seinem Papier „Gemeinsam am Tisch des Herrn“, veröffentlicht im September 2019 nach zehnjähriger Auswertung aller einschlägigen Dialogdokumente. Als Ökumenekommission des Bistums Osnabrück haben wir uns intensiv mit diesem Votum beschäftigt. Unsere Aufgabe ist es, den Bischof, seine Mitarbeiter*innen sowie die diözesanen Gremien in den auftretenden Fragen der Ökumene im Bistum zu beraten und die ökumenischen Bemühungen im Bistum zu fördern. Dieser Aufgabe kommen wir gerne nach – wir, das meint eine bunt gemischte Gruppe von derzeit 12 Personen: Unsere Alterspanne umfasst mehr als 30 Jahre,

wir sind Frauen und Männer aus verschiedenen Regionen des Bistums, setzen uns haupt- oder ehrenamtlich für das Reich Gottes ein, sind ökumenisch sensibel und viele auch erfahren, von unserer jeweiligen Lebensform als Priester, als verheiratete Person oder als Single geprägt und gehören verschiedenen Konfessionen an. Wir also sind zu der Empfehlung gekommen: Eucharistische Gastfreundschaft ist „dran“, sie ist aus unserer Sicht möglich und nötig, auch wenn die volle Abendmahlsgemeinschaft noch nicht erreicht ist. Sie ist ein stärkendes Zeichen auf dem Weg zur vollen Gemeinschaft und damit ein wesentlicher nächster Schritt auf dem ökumenischen Weg.

Für uns als Ökumenekommission kann die Studie „Gemeinsam am Tisch des Herrn“ gleichsam das theologische Fundament sein, wenn wir uns Eucharistische Gastfreundschaft als ein Haus vorstellen. Die theologische Basis scheint gelegt, wir könnten uns an das konkrete Aufbauen des Hauses machen. Aber: Diese positive Wertung ist nicht unumstritten, gibt es doch teils vehemente Kritik u.a. vom Präfekten der Glaubenskongregation aus dem Vatikan.²¹ Was bedeutet das für die Empfehlung der Osnabrücker Ökumenekommission? Wie geht es weiter mit dem Bau dieses Hauses?

Man kann den Bischof in gewissem Sinn als Bauherrn für sein Bistum betrachten. Als Bischof von Osnabrück hat Bischof Bode konfessionsverbindenden Ehen offiziell die Gemeinschaft am Tisch des Herrn ermöglicht, wenn diese in ihrem Gewissen zu dieser Ent-

scheidung kommen.²² Er hat damit im Oktober 2019 eine Orientierungshilfe²³ der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) für seine Ortskirche in Kraft gesetzt, so wie viele andere, aber eben nicht alle deutschen Bischöfe. Für die katholischen Bischöfe, die ihr Amt als Dienst an der Einheit verstehen, ist dieser Dienst derzeit eine wachsende Herausforderung, denn in vielen inhaltlichen Positionen zeigt sich spannungsreiche Verschiedenheit statt ersehnter, Ruhe und Sicherheit gebender Einheit. Mit Blick auf Eucharistische Gastfreundschaft ist für das Frühjahr 2022 eine interne Fachtagung des Ökumenischen Arbeitskreises angesetzt, veranstaltet vom Johann-Adam-Möhler-Institut für Ökumenik in Zusammenarbeit mit der Ökumene- und der Glaubenskommission der DBK. Es bleibt abzuwarten, ob man hier ein gemeinsames Fundament der theologischen Beurteilung schaffen wird.

Bischof Bode hat unsere Ökumenekommission damit beauftragt, Resonanzen auf unsere Empfehlung bei den verschiedenen Räten und Kommissionen des Bistums einzuholen. So haben beispielsweise Ehrenamtliche des Katholikenrats, Verbände und Berufsgruppen des Gemeinsamen Rates, Mitglieder des Priesterrates oder Expert*innen der Liturgischen Kommissionen die Gelegenheit, uns ihre Argumente und Einschätzungen mit in die weitere Diskussion zu geben. Dieser Prozess läuft: Wie zu erwarten bekommen wir viel Unterstützung und einige kritische Bedenken mit auf den

²¹ Vgl. Verschiedene Wortmeldungen unter www.dbk.de/themen/oekumene.

²² Die Orientierungshilfe „Mit Christus gehen – der Einheit auf der Spur. Konfessionsverbindende Ehen und gemeinsame Teilnahme an der Eucharistie“ vom Februar 2018 findet sich unter www.dbk.de/themen/oekumene.

²³ https://bistum-osnabrueck.de/wp-content/uploads/2019/10/19-0108_Brosch_Spricht-mit-dem-Herrn_An-sicht.pdf

Weg. Unklar ist noch, wie die verschiedenen Stimmen zusammenfinden werden. Letztlich liegt unser Bauprozess am Haus der Eucharistischen Gastfreundschaft innerhalb der Großbaustelle der Synodalen Wege, wie sie seit Dezember 2019 in Deutschland und seit Oktober 2021 auf weltkirchlicher Ebene laufen. Bischof Bode betonte bei seinem Grußwort bei der Tagung der EKD-Synode im November 2021, dass Synodalität in diesen Zeiten in der katholischen Kirche im Vordergrund steht, dass aus Sicht von Papst Franziskus zum einen das Kollegium der Bischöfe mehr in den Blick kommt, dass vor allem aber auch die Stimme des ganzen Gottesvolkes stärkeres Gewicht erhält.²⁴ Sicherlich gehört die katholische Kirche in Deutschland zu den Teilkirchen weltweit, in denen Mitberatung und Mitbestimmung von Gremien, in denen auch so genannte Laien mitwirken, gut erprobt sind. Gleichwohl ist es Neuland für die katholische Kirche, wie Einheit und Vielstimmigkeit zusammengehen können. Alle sollen gehört werden, heißt es. Wie es vom Hören zum Entscheiden und Handeln kommt, ist ein noch unerprobter Prozess, bei dem wir sicherlich von unseren synodal verfassten ökumenischen Schwesterkirchen viel lernen können.

In Osnabrück wird vom 16.-18. Juni 2023 ein ökumenischer Kirchentag in Stadt und Region Osnabrück gefeiert, denn der Westfälische Friede jährt sich zum 375. Mal. Spätestens dann stellt sich die konkrete Frage: Wie ist es um das Haus der Eucharistischen Gastfreundschaft vor Ort bestellt? Entscheiden die Christ*innen aus

eigenem Gewissen gleichsam mit den Füßen, so wie in Frankfurt beim Ökumenischen Kirchentag im Mai 2021, der von der Pandemie ausgebremst wurde und dem deshalb die ökumenische Durchschlagkraft fehlte? Haben sich die Stimmen aus unserem Bistum und aus der deutschen Ortskirche bis dahin zu einem harmonischen Chor verdichtet? Ist aus der Empfehlung unserer Kommission der Auftrag zu einem Bauplan erwachsen? Oder gibt es statt der Idee eines stabilen Hauses eher das biblische Bild eines Zeltes, dass Gastfreundschaft punktuell gelten könnte, an besonderen Orten, in besonderen Situationen, zu besonderen Zeiten? Auch dieses Modell ist im Gespräch.

„Herein, herein, wir laden alle ein“, das synodale Experiment der katholischen Kirche zu begleiten, im Vertrauen auf den Heiligen Geist und aufeinander, dass auch die, die eine andere Meinung vertreten, Gutes für die Kirche wollen, denn so kann, wie Bischof Bode sagt, ein geistlicher Resonanzraum für die Erneuerung der katholischen Kirche im Dienst einer glaubwürdigen und zeitgemäßen Verkündigung des Evangeliums wachsen.²⁵ Wohl nur so.

²⁴ Bischof Franz-Josef Bode, „Die Ökumene voranbringen“. Grußwort bei der Tagung der 13. Synode der EKD in Bremen, in: KNA Ökumenische Information 46 vom 16. November 2021, S. III-V, hier S. III.

²⁵ Ebd., S. IV.

Kirche und Demokratie: Die Emdener Synode 1571

Günter Baum²⁶

Zum Thema unserer Delegiertenversammlung „Kirche und Demokratie“ brachte uns im ACKN-Vorstand eine geschichtliche Erinnerung: In Emden kamen vor 450 Jahren (4.-13. Oktober 1571) Delegierte reformierter Flüchtlingsgemeinden zu einer Synode zusammen. Diese Emdener Synode gilt vielen Historikern als wegweisend für die Entwicklung demokratischer Strukturen in Europa – in Kirche und Gesellschaft. Angesichts mancher aktueller Debatten in der Ökumene über „Synodalität“²⁷ erscheint es uns ermutigend, auch in der ACK-Gemeinschaft an die Emdener Synode zu erinnern, nicht nur in den reformierten Kirchen²⁸.

„Emden 1571“ war eine niederländische Synode – es kamen ca. 30 Delegierte²⁹ aus Flüchtlingsgemeinden³⁰, die sich am Niederrhein,

26 Pfr. i.R. Günter Baum ist ACKN-Delegierter der Ev.-Reformierten Kirche. Für die „Ökumenischen Akzente“ erweiterter Impuls bei der Delegiertenversammlung der ACK-Niedersachsen, Hannover 13.11.2021.

27 Etwa die orthodoxe Synode auf Kreta 2016 oder die Ausrufung eines „synodalen Wegs“ in der römisch-katholischen Kirche.

28 Vgl. www.emden-synode-1571.de. Eine kommentierte Textausgabe ist bei V&R erschienen: Matthias Freudenberg / Aleida Siller, Emdener Synode 1571. Wesen und Wirken eines Grundtextes der Moderne, Göttingen 2020. Das Magazin „Keine einsamen Entscheidungen. Emdener Synode 450 Jahre“ ist beim Reformierten Bund erhältlich: Knochenhauerstr.42, 30159 Hannover.

29 Alle Delegierten waren Männer.

30 Flamen und Wallonen.



in Ostfriesland und in der Pfalz angesiedelt hatten. Die Niederländer hatten Vertreibung und Flucht hinter sich, ihr Selbstverständnis formulierten sie als „Gemeinden unter dem Kreuz“. Nun war es augenscheinlich an der Zeit, sich als „Migrationsgemeinden“³¹ neu

31 Vgl. zum Thema heutiger Migrationsgemeinden: Gregor Etzel-müller/Claudia Rammelt (Hg.), Migrationskirchen, Leipzig 2021

zu formieren und auch die Verbundenheit untereinander zu organisieren.

Nach Emden wurde eingeladen - Emden war eine freie Stadt, frei vor allem von der spanischen Herrschaft über große Teile der Niederlande, wo Herzog Alba 1567-1573 ein Schreckensregiment führte. Und: Emden war frei zugänglich, vor allem auf dem Wasserweg über die Ems und über die Nordsee.

Eingeladen wurde zu einer *Synode*. Der Begriff war von alters her bekannt als eine Zusammenkunft von Bischöfen. Versuche im reformierten Bereich von basisdemokratischen synodalen Zusammenkünften hatte es schon gegeben – in Emden wurde nun alles noch einmal neu definiert: Die, die in einzelnen Gemeinden Verantwortung übernommen hatten, wollten auch das Zusammenleben der unterschiedlichen, aber untereinander verbundenen Gemeinden regeln.

Auf Gemeindeebene hatten sich im reformierten Bereich vier „Ämter“ entwickelt: Die Ältesten im zentralen Leitungsamt einer Gemeinde, die *Prediger*, also die Pfarrer der Gemeinde, die *Lehrer*, die in den Schulen und all ihren Vorformen verantwortlich waren, und die *Diakone*, die sich um die Armenpflege und zunehmend auch um die Geflüchteten³² kümmerten. Alle vier Ämter stellten gleichberechtigte Mitglieder im Presbyterium / dem Kirchenrat.

³² Es kamen viele Vertriebene: Emden mit seinen 6000 Einwohnern nahm 6000 Flüchtlinge auf. Die Gemeindediakonie war überlastet – so wurde die Flüchtlingshilfe von einem neuen Gremium übernommen: Die „Diakonie der fremdlingen Armen“ – die es bis heute gibt.

Wie auf gemeindlicher Ebene sollte es nun auch um die selbständige und selbstbewusste Neuordnung der Kirche in überregionalem Zusammenhang gehen. Augenscheinlich waren Vorstellungen von einem landesherrlichen Kirchenregiment wie im kursächsischen Luthertum oder anders auch im kurpfälzischen Reformiertentum nicht das, was den geflüchteten Niederländern gefiel.

In Emden entwickelten sie eigenständige Kriterien für die Gestaltung von Kirche. Gerhard Goeters würdigt Emden zusammenfassend: „Die Organisation im Synodalwesen ist die reformierte Antwort auf die jetzt einsetzende obrigkeitliche Eindämmung und auf den Verlust öffentlicher Existenzmöglichkeit im Rahmen der überkommenen kirchlichen Ordnung.“³³

Einige der Grundlegungen der in Emden beschlossenen neuen kirchlichen Ordnung seien skizziert:

Zentral ist die Besinnung auf die *Bibel* als Grundlage aller Organisation. Kirche soll nicht nach Kriterien der „Welt“, sondern allein nach der Schrift gestaltet werden. In Umsetzung dieses Grundsatzes wird etwa ein landesherrliches Kirchenregiment abgelehnt.

Selbständig soll die Kirche sich organisieren, nicht Teil sein eines staatlichen Konsistoriums mit den auf dem Feld der Politik herrschenden Zwängen.

³³ Zitiert bei Stefan Flesch, Die Bedeutung der Emder Synode für die Evangelische Kirche im Rheinland; <https://blog.archiv.ekir.de/2021/01/12/450-jahre-emder-synode/>, S.1

Es soll ohne Hierarchien zugehen in der Kirche. Artikel 1 der Beschlüsse der Emdener Synode formuliert die Grundlegung innerkirchlicher Demokratie: „Keine Gemeinde soll über andere Gemeinden, kein Pastor über andere Pastoren, kein Diakon über andere Diakone Vorrang haben oder Herrschaft beanspruchen. Sie sollen lieber dem geringsten Verdacht und jeder Gelegenheit dazu aus dem Weg gehen“.

Die der Kirche biblisch entsprechendste Form ist für die Emdener Synode eine *presbyterial-synodale* Ordnung. Auf Ebene der Gemeinde wird alles im Presbyterium beschlossen. Gegen einen reinen Kongregationalismus wird festgelegt, alles, was auf Gemeindeebene nicht geregelt werden kann, z.B. Streit zwischen Gemeinden oder größere dogmatische Entscheidungen, auf zwei weitere Ebenen zu verlagern: Die Classis (vergleichbar einem heutigen Kirchenkreis) und die Synode. So entsteht ein dreistufiges Organisationsmodell, das bis heute in vielen Kirchen wirksam ist und das auch die Entwicklung einer *subsidiären* Ordnung im Bereich der Politik gefördert hat.

Allen Gemeinden wird zugestanden, nach ihrer kontextuell unterschiedlichen reformierten Lehre, nach ihrem jeweiligen regionalen reformierten Katechismus (Genfer, Heidelberger...) zu leben und Kirche zu gestalten, eine *föderale* Ordnung wird beschlossen. Die damals pragmatisch beschlossene innerkonfessionelle *Vielfalt* gibt es in der reformierten Welt bis heute. In allem bleibt die Ortsgemeinde mit ihren gewählten Vertretern Subjekt aller Vor-Ort-Entscheidungen, sowohl für die finanzielle Entwicklung wie für die Liturgie wie für einen konfessionellen Zusammenschluss mit anderen Gemeinden. *Partizipation* ist ein wichtiges

Prinzip reformierter Kirchenordnungen geblieben.

Dies alles wirkt weiter, in der Kirche und auch in der Gesellschaft:

Kirchen mit einer presbyterial-synodalen Grundordnung wie etwa die Rheinische Kirche oder die Ev.-reformierte Kirche beziehen sich auf die Emdener Synode³⁴. Die Ev.-reformierte Kirche (Mitglied der ACK Niedersachsen) hat allein schon wegen des Tagungsorts eine besondere Beziehung zu „Emden 1571“. Zu einem Festakt und einem wissenschaftlichen Kongress wurde 2021 nach Emden eingeladen. Unter dem Titel „Fluchtpunkt Freiheit“ entstand ein Film zur Emdener Synode³⁵.

Im *politischen Bereich* hat über die Fachhistoriker hinaus insbesondere Bundespräsident Gustav Heinemann die Bedeutung von Emden gewürdigt. 1971, zum 400. Jubiläum, hatte er einen Vortrag in Emden zugesagt, war dann erkrankt – seinen in Emden verlesenen Beitrag „Das Verhältnis von Synode und Parlament“³⁶ halte ich bis heute für beachtenswert.

Heinemann geht zunächst den biblischen Begründungen der Emdener Kirchenordnung nach, auch den lutherisch-reformierten Differenzen in der Neugestaltung von Kirche in der nachreformatorischen Zeit bis hin zu deren Überwindung durch die Barmer Theologische Erklärung, die er, insbesondere in der 3. These, voll auf der Linie von Emden sieht: „Gemeinde von Brüdern“ statt „hierarchisch gegliederter

34 Etwa Stefan Flesch, aaO., vgl. auch Ev.-ref. Kirche (Hg.), *Recht nach Gottes Wort*, Neukirchen 1989

35 Alles zu finden über www.emder-synode-1571.de.

36 Gustav Heinemann, *Das Verhältnis von Synode und Parlament*, in: Ev.-ref. Kirche (Hg.), *1571-Emdener Synode – 1971*, Neukirchen 1971, S. 285-294

Heilsanstalt“. Die Leitung der Kirche hat die Synode inne, es gibt kein Bischofsamt, aber auch die Synode ist nicht „Herr der Kirche“ – das ist Christus allein. Also: „Die Kirche ist kein vereinsmäßiger Zusammenschluß von Anhängern einer bestimmten Religion aus deren persönlicher Entscheidung, sondern Stiftung Christi.“³⁷

Das führt Heinemann wiederum zu einer Besinnung über die Unterschiede zwischen Synode und Parlament: Mit Barth versteht er die staatliche Obrigkeit als „Notordnung“³⁸. Im Parlament soll und muss es kräftige Auseinandersetzungen geben, Regierung und Opposition sind notwendige Teile der Demokratie - eine Synode ist dagegen als Ganzes „Kirchenregiment“³⁹, ersetzt darum auch das bischöfliche Amt. Wichtig sind Heinemann aber vor allem die Unterschiede zwischen Synode und Parlament. Sie „sind wie Kirche und Staat, wie Jesus und Pilatus verschieden“⁴⁰ – und das spannungsreiche Verhältnis von „Christengemeinde und Bürgergemeinde“⁴¹ ist immer neu und aktuell weiter zu bedenken.

Soweit Gustav Heinemann. Zurück zu unserer heutigen Thematik „Kirche und Demokratie“. Die Emdener Synode formulierte ihre Artikel in bewusster Abgrenzung von „Kirche“ und „Welt“. Dennoch bewirkten ihre Grundüberzeugungen in der Folge nicht nur neue Kirchenstrukturen. Ihre Spuren finden sich auch in der Entwicklung neuer politischer Ordnungen in Europa (Stichworte: Demokratie, Föderalis-

mus, Subsidiarität, Partizipation). Ohne den kirchlichen Einfluss auf Entwicklungen im Bereich der Politik überschätzen zu wollen⁴²: Die Emdener Synode, oft genug im historischen Vergessen verschwunden, kann uns zu einer Vergewisserung verhelfen bei der selbstbewussten Selbst- und Reorganisation einer demokratischen Kirche in all unseren ökumenischen Reformdebatten. Und in politischen Überlegungen über die Weiterentwicklung der Demokratie in Deutschland und Europa braucht die Kirche sich nicht zu verstecken.

37 Alle Zitate in Heinemann, aaO, 288

38 aaO, 289

39 aaO, 291

40 aaO 292

41 aaO 294 mit einem Begriff von Karl Barth.

42 Flesch kritisiert die Vereinnahmung von Emden 1571 als „Ursprung der Menschenrechte und Wiege der Demokratie... Vielleicht geht es eine Nummer kleiner, realistischer und doch noch wirkmächtig genug?“, Flesch aaO, S.5

Gesprächskultur in der ACKN

Matthias Blümel

Die Digitalisierung nimmt zu – im Alltag, zu Hause, im Berufsleben und in der ACKN. Durch

die Corona-Situation sind auch ACKN-Sitzungen und Konferenzen digital durchgeführt worden. So angebracht solche digitalen Veranstaltungen sind, sie ersetzen nicht die persönliche Begegnung und den analogen Austausch. Wie gut tat es, dass wir unsere letzte



Der Vorstand der ACKN besteht aus Mitgliedern evangelischer Frei- und Landeskirchen, römisch-katholischer Bistümer und der Orthodoxen Kirche. (Foto von 2019: privat)

Delegiertenkonferenz unter Einhaltung aller Hygienebestimmungen in Präsenz durchführen konnten. Wie wohltuend war es, dabei die gute Gesprächskultur in der ACKN zu erleben. Wie oft fehlt eine derartige Gesprächskultur. Nicht bloß in Diskussionsrunden oder bei Talk Shows. Auch sonst wird in Gesprächen reichlich unterbrochen, durcheinander geredet oder das Wort abgeschnitten. *Wie anders ist das in der ACKN.*

Eine mangelhafte oder gar fehlende Gesprächskultur erlebe ich, wenn Menschen wortreiche Monologe halten und doch so wenig sagen. Wie gern stellen sich Rednerinnen oder Redner selbst dar. Sie benennen ihre eigenen

Vorzüge und gehen häufig nur aus der Position der Besserwissenden auf die anderen ein. Und das Ergebnis? Die einen sind die Überlegenen – zumindest fühlen sie sich so. Die anderen sind die scheinbaren Verlierer. *Wie anders ist das in der ACKN.*

Immer wieder nehme ich wahr, dass nicht gut zugehört wird oder dass eine Wertschätzung der Wortbeiträge lediglich dann geschieht, wenn diese Beiträge die eigene Meinung bestätigen. Werden andersdenkende oder widersprechende Äußerungen gemacht, wird darauf nicht selten mit Rechtfertigung oder mit Belehrungen reagiert. *Wie anders ist das in der ACKN.*



Gottesacker der Herrnhuter Gemeinde in Neugnadenfeld (Grafschaft Bentheim). (Foto: Flake/HkD)

Wir haben nicht deshalb eine *gute Gesprächskultur in der ACKN*, weil dort ausschließlich fehlerfreie kommunikationsgeschulte Menschen miteinander kommunizieren. Unsere gute Gesprächskultur hat aus meiner Sicht folgende Gründe: Wir kommunizieren auf Augenhöhe. Die jeweils Beteiligten sind aufgeschlossen für andere und offen für Neues. Sie wollen sich nicht selbst positiv darstellen. Sie wissen, dass die anderen eine andere Tradition, einen anderen kirchlichen oder kulturellen Hintergrund sowie andere konfessionsbegründete Bräuche und Rituale haben. Ein Beispiel hierfür ist die Beerdigung in der Herrnhuter Brüdergemeine. Auf dem „Gottesacker“ in Neugnadenfeld hat sich der ACKN-Vorstand über die andere Bestattungskultur bei den Herrnhutern informiert. Typisch für einen Herrnhuter „Gottesacker“ sind die flachen gleichförmigen Grabsteine mit ihren kurzen Inschriften ohne jegliche Namenssätze oder sonstige Titel, wobei ein Bibelvers niemals fehlt. Die Gemeindeglieder werden in der Reihenfolge ihres Sterbens begraben.

Doppelgrabstellen z.B. für Ehepaare oder Familiengräber gibt es nicht. In den ersten Jahren nach dem Begräbnis werden die Gräber mit kleinen Bepflanzungen geschmückt. Später erfolgt die „Niederlegung“ der Grabstelle, die nicht wieder neu belegt wird. Die dann schmucklosen Grabsteine in einer einheitlichen Größe versinnbildlichen die Gleichheit aller Menschen im Leben und im Tod untereinander und vor Gott. An diese für uns zum Teil neuen Informationen schloss sich ein Gespräch an, bei dem wir mehr über den Schatz anderer kirchlicher Traditionen und verschiedener religiöser Bräuche erfuhren.

Die *Vielfalt*, die bezeichnend ist für die ACKN, wird als Bereicherung erlebt. *Meinungsvielfalt* und *Frömmigkeitsvielfalt* sind möglich, weil es in der ACKN nicht darum geht, eine gleichförmige Einheit herzustellen. Verschiedene Meinungen und unterschiedliche Erfahrungen bleiben gleichwertig nebeneinander stehen. Die anderen werden nicht als Konkurrenten gesehen, sondern als wichtige Ergänzung, die es zu respektieren, zu tolerieren und zu akzeptieren gilt. Dass die einzelnen Mitgliedskirchen in der ACKN eine andere Frömmigkeit, eine andere Theologie, andere Strukturen, andere Bräuche, andere Festtage oder einen anderen Beginn des Kirchenjahres haben, das alles tritt im Gespräch mit anderen hinter die jeweilige Person zurück. In der ACKN spielt es keine Rolle, ob die Delegierten einer „kleinen“ oder einer „großen“ Kirche bzw. kirchlichen Gemeinschaft angehören. Hierarchische Strukturen sind den ACKN-Delegierten bekannt, aber nicht allen geläufig. Wir begegnen uns in erster Linie auf der Beziehungsebene. Und da steht *die Person im Mittelpunkt*. Es geht um die Begegnung von Angesicht zu Angesicht, um die persönliche Wahrnehmung und um eine gegenseitige anerkennende Wertschätzung.

Die gute Gesprächskultur hilft, ein Problem rechtzeitig zu erkennen und gemeinsam nach einer Lösung zu suchen. Sie stärkt bei den Einzelnen die Authentizität und die Identifikation. Sie weckt die kognitive und emotionale Empathie und motiviert, die eigene Sicht klar und deutlich sowie die eigenen Empfindungen beherzt und unmissverständlich zum Ausdruck zu bringen. Nicht zuletzt fördert sie das Zugehörigkeitsgefühl, die Gemeinschaft untereinander und das Vertrauen zueinander.

Natürlich haben auch andere Gruppen, Gemeinschaften und Institutionen eine positive und damit beispielhafte Gesprächskultur. Auch dort wird die Erfahrung gemacht, dass Gespräche ein Gewinn sind, deren Mehrwert darin liegt, mehr über andere und deren Situation zu erfahren. Zur ACKN lässt sich abschließend feststellen: Trotz der großen Vielfalt und der damit verbundenen Unterschiede gibt es vieles, was uns verbindet und gemeinsam trägt.

Wir akzeptieren und ergänzen uns, weil wir wissen, dass es letztlich nicht um uns geht, sondern um den, nach dem wir uns nennen: Christus. Wir bringen ohne geistlichen Hochmut einander Achtung und anerkennende Wertschätzung entgegen, weil für uns alle gilt, was sowohl die Satzung der ACK in Deutschland als auch die Richtlinien der ACKN als Grundlage formulieren: Die „unterzeichneten Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften“ sind „zu gemeinsamem Zeugnis und Dienst“ verbunden und „bekennen den Herrn Jesus Christus gemäß der Heiligen Schrift als Gott und Heiland und trachten darum, gemeinsam zu erfüllen, wozu sie berufen sind: zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“



Personalia

Neuaufstellung des Ökumenereferats im LKA

Dirk Stelter

Wechsel im Ökumenereferat, neue Zuständigkeiten

Innerhalb von gut anderthalb Jahren wechselte die Leitung in zwei thematisch zusammenhängenden Referaten im Landeskirchenamt. Im März 2020 wurde ich Leiter des Referats „Mission und Ökumene“, im Oktober 2021 übernahm Prof. Dr. Julia Helmke das Referat „Theologie, Gottesdienst, Kirchenmusik“. Wir nahmen den Wechsel zum Anlass, die thematischen Zuständigkeiten zu überprüfen. Eine Konsequenz ist, dass mein Referat aus dem Referat von Frau Helmke die ökumenischen Felder *Catholica*, reformierte Kirche und evangelische Freikirchen übernommen hat, dazu auch die Bereiche Judentum, Islam und Weltanschauungsfragen. Auf diese Weise sind nun in *einem* Referat nicht nur alle Aspekte der Ökumene versammelt, sondern auch alle Dialogbereiche mit religiösen Partnern vertreten.

Das Referat ist jetzt zuständig für: Weltmission, internationale Partnerschaften; Ökumene, ökumenische Diakonie; Entwicklungsdienst; Friedensarbeit; Migrationschristentum und Migration; Judentum, andere Religionen und Weltanschauungsfragen. Entsprechend ist der neue Name des Referats „Mission, Ökumene, Religionen“. Die enge Zusammenarbeit mit dem Referat „Theologie, Gottesdienst, Kir-



(Foto: Jens Schulze / Landeskirche Hannovers)

chenmusik, Geistliches Leben“ (so der neue Name) wird bestehen bleiben.

Themen der kommenden Jahre

Ökumene im Bereich einer Landeskirche sollte vom Ansatz her weder eine Zusatzaufgabe noch eine zwischenkirchliche Selbstbeschäftigung sein. Vielmehr ist Ökumene ein wichtiger Faktor dafür, dass sich unsere Landeskirche ihrem Auftrag gemäß und ihrem Kontext angemessen entwickelt. Die Gesellschaft hier in Niedersachsen wird weniger religiös, konfessionell beweglicher, kulturell vielfältiger und selbstverständlicher international. Unsere Landeskirche kann ihrem Auftrag weiterhin gerecht werden und ein zentraler Akteur in der Gesellschaft bleiben, wenn sie diese Entwicklungen wahrnimmt und sich konstruktiv auf sie einstellt. Dabei hilft es,

ökumenische Offenheit, interkulturelle Anschlussfähigkeit und globale Vernetzung zu stärken.

Auf Ökumene zu setzen, heißt erstens: Wir arbeiten im Sinne einer *Ökumene der Sendung* mit anderen Kirchen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Niedersachsen (ACKN) zusammen. Wir lassen uns gemeinsam leiten davon, wozu die Kirche gesandt ist, und von dem, der die Kirche sendet. In der Gemeinschaft der Ökumene lernen wir, den Blick der anderen einzunehmen, und entdecken dabei Neues in der eigenen Konfession, und wir erfahren, was andere an ihrer Konfession schätzen.

Darüber hinaus lernen wir aus dem reichen Schatz der einen Kirche Jesu Christi zusätzliche Ausdrucksformen des Glaubens kennen. Dieses wechselseitige Kennenlernen bereichert zum einen darin, wie wir den eigenen Glauben leben und wie die eigene Konfession ihr Kirche-Sein gestaltet. Zum anderen bietet dieser Austausch auch die Chance der gegenseitigen Korrektur, derer alle Kirchen, gewiesen zur Buße und angewiesen auf Gottes Vergebung, bedürfen. Kurz gesagt: Je näher wir Christus kommen, desto näher kommen wir einander. Hierzu leistet die ökumenische Theologie, die an Universitäten und in Dialogen zwischen Konfessionen betrieben wird, einen unschätzbaren Beitrag.

Schließlich ermöglicht eine solche Ökumene der Sendung eine wirksamere Präsenz. Am jeweiligen Ort, im jeweiligen Bereich oder auf der jeweiligen Ebene planen die beteiligten Konfessionen gemeinsam, wie sie im Eingehen auf den Kontext und angesichts

ihrer Ressourcen handeln wollen – kooperativ, arbeitsteilig oder stellvertretend. Dies nimmt die Leitlinie 4 „Gemeinsam handeln“ der Charta Oecumenica auf.

Auf Ökumene zu setzen, heißt zweitens: Die Landeskirche betreibt *interkulturelle Kirchenentwicklung*. Dazu ist der erste Schritt die Beobachtung, dass wir derzeit zum großen Teil eine kulturell homogene Eingeborenenkirche sind. Der zweite ist die Einsicht, dass in der Eigenwahrnehmung, besonders seitens der Leitungsgremien von der Ebene der Kirchengemeinde bis zu der der Landeskirche, diese Homogenität sich noch stärker zeigt als in der Realität. Anders ausgedrückt: De facto ist unsere Kirche kulturell vielfältiger, als viele denken; der normale Blick ist auf die vorhandene Pluralität nur nicht gefasst. Der dritte Schritt ist die Erkenntnis, dass eine solche Homogenität weder der pluralen gesellschaftlichen Wirklichkeit entspricht noch dem, was das Neue Testament von der frühen Kirche erzählt.

Gemäß dem Mikrozensus Niedersachsen 2020 waren 2019 22,3 % der niedersächsischen Bevölkerung Menschen mit Migrationshintergrund; bei Kindern unter drei Jahren waren es sogar 38,9 %. Und von den Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland – das wissen wir von einer Studie der EKD – sind die gute Hälfte Christinnen und Christen. Was das Neue Testament betrifft: Es erzählt die Ausbreitung der Kirche als transkulturellen Prozess. Interkulturalität gehört zur DNA der Kirche.

Daher ist es – ohne den Wert der Frömmigkeitsformen, die das Christentum über

die Jahrhunderte auf dem Gebiet unserer Landeskirche hervorgebracht hat, in irgend einer Weise zu mindern – zum einen wichtig, dass die Landeskirche sich in ihrer Struktur für Menschen mit Migrationshintergrund weitet, indem sie für die, die Mitglied sind, die Teilhabe fördert und ihr missionarisches Potential zur Wirkung bringt und indem sie gegenüber denen, die Mitglied werden wollen, signalisiert, dass sie willkommen sind. Ein Ziel sollte sein, in unserer Kirche die kulturelle Selbstreflexion zu fördern und darauf hinzuwirken, dass die Leitungsgremien und die Mitarbeiterschaft in der Landeskirche kulturell diverser werden.

Zum anderen ist es wichtig, den Kontakt zu Christinnen und Christen mit Migrationshintergrund, die sich in eigenständigen internationalen Gemeinden zusammenschließen, zu intensivieren. In diesem Sinne hat die Landeskirche im Jahr 2014 die Internationale Konferenz Christlicher Gemeinden im Bereich der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers (IKCG) gegründet; und seit diesem Jahr sind im landeskirchlichen Mitarbeitendenrecht Christinnen und Christen aus einer Gemeinde, die Mitglied der IKCG ist, denen aus einer Kirche, die Mitglied der ACKN ist, gleichgestellt. Ein weiteres Thema ist die Nutzung von landeskirchlichen Räumen durch Migrationsgemeinden; hier ist noch viel Luft nach oben.

Unabdingbar bleibt die akademische Beschäftigung mit interkultureller Theologie. Aus diesem Grund bemüht sich die Landeskirche darum, dass Studiengänge der Fachhochschule Interkulturelle Theologie, die aus wirtschaftlichen Gründen 2025 geschlossen wird, auf andere Weise fortgeführt werden.

Auf Ökumene zu setzen, heißt drittens: In Diskussionen zur Gemeinde- und Kirchenentwicklung beziehen wir *Erfahrungen und Diskurse aus Kirchen weltweit* ein. Das bedeutet nicht, Element aus anderen Kirchen einfach zu kopieren; denn jedes erfolgreiche Element ist sinnvoll mit seinem Kontext verknüpft und daher nie eins zu eins übertragbar. Vielmehr geht es um den Ansatz, im Gespräch mit Kirchen in anderen Kontexten zu lernen, zu reflektieren und sich inspirieren zu lassen. Hierzu kann die Landeskirche auf ihre Verbundenheit mit Kirchen in vier Kontinenten und ihre ökumenischen Netzwerke – Missions- und Diasporawerke – zurückgreifen. Die kirchlich globale Vernetzung ermöglicht auch einen eigenen Zugang zu drängenden Menschheitsthemen in den Bereichen Friede, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung.

Dass Ökumene zentral zum Kirche-Sein gehört, ist in der *Verfassung* unserer Landeskirche grundgelegt. Gleich im ersten Artikel, mit der Überschrift „Auftrag der Kirche“, heißt es:

„Durch das Evangelium ist sie [= die Ev.-luth. Landeskirche Hannovers] *berufen* zum öffentlichen Zeugnis, zum Dienst der Nächstenliebe und zur *Gemeinschaft der Kirche*.“ (Art. 1 Abs. 1 Satz 2) D.h.: Die Landeskirche ist zur Ökumene berufen.

„Verkündigung, Zeugnis und Dienst erfolgen *in Gemeinschaft mit anderen christlichen Kirchen...*“ (Art. 1 Abs. 3) D.h.: Ökumene ist der Modus oder das Medium der kirchlichen Vollzüge. Anders ausgedrückt: Alle kirchlichen Vollzüge haben das Potential, Handlungsfelder von Ökumene zu sein.

ÖRK Vollversammlung 2022 in Karlsruhe

Die Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen in diesem Jahr in Karlsruhe wird eine wichtige Plattform des globalen Austauschs und der thematischen Ausrichtung dieses 349 Mitgliedskirchen aus allen Kontinenten umfassenden Zusammenschlusses sein. Wo die Schwerpunkte gesetzt werden, ist noch nicht absehbar.

Wir werden mit gut 20 Multiplikator*innen aus Landeskirche und IKCG-Gemeinden für fünf Tage präsent sein, um Impulse aus der Weltökumene in die Kirchenkreise und Gemeinden zu tragen. Im Anschluss lädt die Landeskirche 16 internationale Delegierte zu einem mehrtägigen Besuch der acht landeskirchlichen Friedensorte ein, um Anregungen von den Glaubensgeschwistern aus anderen Kirchen und Ländern zu erhalten. Auf die Landeskirche bezogene Informationen zur Vollversammlung bietet <https://oerk.wir-e.de/aktuelles>.

Erwartung an die Partnerschaft mit der Diözese Leeds

Gerade angesichts des Brexit ist die Partnerschaft unserer Landeskirche mit der Diözese Leeds der Kirche von England ein starkes Zeichen. Dass sie auf der Meissen-Erklärung fußt und in den Meissen-Prozess zwischen Kirche von England und EKD eingebunden ist, verleiht ihr zusätzliches Gewicht. Vom Austausch dazu, wie wir in der kirchlichen Praxis mit aktuellen Herausforderungen umgehen, verspreche ich mir viel.

Interessant dürfte ein Austausch zur Frage des kirchlichen Amtes bzw. der kirchlichen Ämter sein. Unsere Diskussion zum Verhältnis zwischen Pfarramt und Diakon*innen-Amt einerseits sowie Pfarramt und Lektor*innen- und Prädikant*innen-Amt andererseits kann im Gespräch mit dem Amtsverständnis und der Amtspraxis in der anglikanischen Kirche an Tiefe und Konturen gewinnen. Sinnvollerweise sollte hierbei die römisch-katholische Kirche einbezogen werden.

Abschied von der ACKN

Woldemar Flake Gespräch
mit Gabriele Lachner⁴³

Liebe Gabriele, mit Ablauf des letzten Jahres bist du in den Ruhestand getreten. Seit wann warst du in der ACKN aktiv?

Seit 2002. Damals bin ich von meiner Kirche zur Delegierten in der ACKN ernannt worden. Meine erste Delegiertenversammlung, an der ich teilgenommen habe, war im Frühjahr 2002 in Dinklage.

Hast du Erinnerungen an die ersten Jahre?

Ja, natürlich. Zum einen, dass ich in den ersten Jahren die vielen Informationen, die vielen Konfessionen, die vielen Personen z.T. für mich noch gar nicht richtig sortiert bekommen habe. Es hat wirklich Jahre gebraucht, bis ich immer besser einordnen konnte, was vermittelt, was gerade erarbeitet oder den Delegierten anempfohlen wird. Zum anderen: Wann immer es mir möglich war, habe ich mich bei Aktivitäten der ACKN mit eingebracht. Das war z.B. der Evangelische Kirchentag in Hannover 2005, bei dem ich am Stand der ACKN mitgearbeitet



(Foto: Bischöflich Münstersches Offizialat Vechta)

und dabei so manch interessante Begegnung hatte. Als 2009 der Evangelische Kirchentag in Bremen stattfand, hatte unsere ACKN-Vorsitzende Christine Kimmich mich gefragt, ob ich in die Vorbereitung für den ökumenischen Frauengottesdienst gehe wolle. Ich glaube, wir waren Frauen aus sieben verschiedenen Konfessionen. Da galt es viel auszuhandeln, z.B.: Von wo aus predigt die Bischöfin: von der Kanzel aus, oder einfach von vorne, aber auf gleicher Ebene wie die Besucher*innen? Bei diesen und ähnlichen Diskussionen lernte ich das konfessionelle Profil der Einzelnen immer besser kennen.

⁴³ Dr. Gabriele Lachner war bis Ende 2021 im Bischöflich Münsterschen Offizialat in Vechta Beauftragte für die Ökumene und für den interreligiösen Dialog im Offizialatsbezirk Oldenburg. Das Offizialat ist eine Exklave des Bistums Münster, flächendeckend mit der Oldenburger Landeskirche und in sich noch einmal in einen sehr katholisch geprägten Süden und einen protestantischen Norden ausdifferenziert.

Das Wichtigste: Bei all diesen Begegnungen entstehen Beziehungen, vielfach Vertrauensbeziehungen zu den einzelnen Delegierten der anderen Konfessionen. Viele sind mir so zu wirklichen Glaubensgeschwistern geworden.

Als Vertreterin einer der „großen Kirchen“: Wie hat sich deine Einstellung zur multilateralen Ökumene gewandelt?

Auch wenn ich früher schon hier und da in einem altkatholischen, einem baptistischen oder orthodoxen Gottesdienst, so war Ökumene doch gefühlt für mich vor allem eine Zweierökumene gewesen. Diese „Doppelbett-Ökumene“ ist für mich über die Jahre immer mehr in den Hintergrund gerückt. In der Praxis versuche ich heute, wo immer möglich, eine Sache von Anfang an multilateral anzulegen. Ja, ich weiß, das geht nicht immer. Manchmal scheitert es an den Großkirchen, manchmal auch an den Ressourcen der kleinen Kirchen, manchmal einfach an der Praktikabilität. Manchmal bin ich nach wie vor in Projekten, die eine Zweier-Ökumene abbilden. Es sind oft ganz praktische Fragen, die dies in Einzelsituationen so nahelegen. Aber dann habe ich inzwischen in mir doch das Gefühl, dass hier eigentlich etwas fehlt, dass hier noch eine Entwicklung angesagt ist.

Die Zukunft der Ökumene ist m.E. eindeutig multilateral. Einheit der Kirche darf nicht als Uniformität verstanden werden. Ich habe es über all die Jahre als so bereichernd erlebt, wie unterschiedlich unsere Gebete, Gottesdienste, Gestaltung von Gottesdiensträumen und unsere Musik sind. Aber auch: wer steht im Gottesdienst vorne? Wer verantwortet Entscheidungen in der Kirche/der Gemeinde und wie

werden diese gefunden? Es würde uns ohne diese Vielfalt wirklich etwas verloren gehen! Vieles von der Spiritualität anderer Konfessionen hat mich tief berührt. Ich habe so viel Kostbares erlebt. Mancher Gottesdienst einer anderen Konfession ist mir bei der Feier so nahe gegangen, dass es wirklich quälend für mich war, dann nicht mit zum Abendmahl zu können. Aber als Delegierte meiner römisch-katholischen Kirche war es mir auch wichtig, mich an deren Spielregeln zu halten.

Gerne habe ich für mich so manches aus anderen Konfessionen übernommen. Das geht natürlich nicht in allem. Auch habe ich im Erleben der anderen Kirchen gespürt, was ich mir für meine eigene Kirche anders wünschen würde. Zugleich wurde mir im Zusammensein mit den Delegierten der anderen Kirchen aus deren Erzählungen deutlich, dass alle Kirchen auch ihre schwierigen Seiten haben. Und wenn ich bisweilen mit meiner eigenen gehadert habe, dachte ich mir dann: Wenn du jetzt in einer anderen Kirche wärest, hättest du eben andere Probleme.

Welche Veränderungen hast du erlebt?

Dass die zahlenmäßig kleineren Kirchen heute doch häufiger bei kirchlichen Projekten oder bei Ereignissen des öffentlichen Lebens mit einbezogen werden, das nehme ich wahr. Wir sind hier auf einem guten Weg. Aber wir sind noch nicht am Ziel. Da ist noch ganz viel Luft nach oben.

Einige Zeit warst du im Vorstand der ACKN in besonderer Verantwortung. Wie hast du dein Amt als Vorsitzende angelegt?

Oh, darauf weiß ich gar keine wirkliche Antwort. Meine Vorgängerin meinte, die Aufgabe entspräche vielleicht fünf Wochenstunden. Aber die Aufgaben (Delegiertenkonferenzen, Repräsentationsaufgaben, Treffen auf der Bundesebene, Projekte, Präsenz bei Kirchen-/ Katholikentagen, Vorstandssitzungen, Infomails an Delegierte, usw.) haben das weit überstiegen. Wir waren immer eine sehr engagierte Runde im Vorstand, alle sehr arbeitswillig und kooperativ. Nur durch dieses starke Team war all das möglich. Mir war auch wichtig, dass unser Vorstand von der Zusammensetzung her konfessionell möglichst breit aufgestellt ist.

Aber nochmals zurück zu deiner Frage: ich habe versucht, den oben genannten Erwartungen und Anforderungen so gut wie möglich gerecht zu werden. Es war wirklich oft sehr ressourcenfordernd, manchmal für mich grenzwertig, aber zugleich auch unheimlich bereichernd. Eine wirklich kostbare Zeit meines Lebens. Ich möchte sie nicht missen!

Wo siehst du Chancen, wo Herausforderungen oder gar Gefahren auf uns zukommen?


Die größte Gefahr sehe ich in mangelndem Interesse aneinander. Wenn ich die anderen kaum im Blick habe, sie keinen Platz in meiner Welt habe, weil ich so sehr mit der eigenen Gemeinde, mit den Problemen der eigenen Kirche beschäftigt bin, mit sinkenden Mitgliederzahlen, größeren Seelsorgeeinheiten: Das ist eine echte Gefahr. Die Abwertung der je anderen Konfession, verbunden mit der Überzeugung, in einer besseren Form von Kirche zu sein als die anderen, das spielt m.E. heute keine so große Rolle mehr. Aber ganz verschwunden ist diese Haltung leider auch noch nicht. Dass

inzwischen nur mehr weniger als die Hälfte der Bundesbürger*innen noch einer christlichen Kirche angehören, das ist auch eine beträchtliche Herausforderung unserer Zeit.

Welche Perspektiven und Hoffnungen für die multilaterale Ökumene hast du?

Aber ich sehe auch viele Chancen! Wenn wir weniger werden, lernen wir vielleicht doch, wie wichtig die Zusammenarbeit und ein gemeinsames Wir-Gefühl doch sind! Wir werden dann hoffentlich die Chance nützen und noch besser zusammen zu arbeiten. Die Kinderbibelwoche machen dann vielleicht nicht mehr je zwei Mitarbeiter*innen aus zwei Konfessionen, sondern vier Mitarbeiter*innen aus vier Konfessionen. Ökumene muss nicht zusätzliche Termine bedeuten, sondern es kann doch auch heißen, dass Wichtiges, wie z.B. Schulgottesdienste, abwechselnd vorbereitet wird.

Wichtig ist, dass wir wertschätzend miteinander umgehen. Desinteresse zwischen den Kirchen oder wechselseitige Abwertung macht die Sache Jesu in der Gesellschaft unglaublich unwürdig. Wenn wir die Sache Jesu vermitteln wollen, müssen die Menschen spüren, dass wir zwar unterschiedlich sind, aber im letzten alle in der Christuskirche stehen. Ich meine, es ist doch toll, dass wir so verschieden sind: Der eine Mensch fühlt sich von orthodoxer Ikonenfrömmigkeit angesprochen, andere von einem evangelikalen Hauskreis, wieder andere von Orgelmusik, Posaunenchor, von vielen Kerzen, von experimentellen Jugendgottesdiensten, von charismatisch beflügelt Glaubenzeugnissen, von Losungen, ekstatischen Lobpreis, von Wallfahrten, usw. Und dann sind da auch noch die internationalen Gemeinden,



die Menschen des jeweiligen Kulturkreises ansprechen, auch über die Konfessionsgrenzen hinweg.

Wie gut, dass es solche Vielfalt gibt! So gibt es auch viele Möglichkeiten, mit Gott in Berührung zu kommen: Sowohl für Menschen, die erst zum christlichen Glauben finden, als auch für jene, die in ihrer eigenen Tradition keine Beheimatung mehr erleben, dafür aber in einer der vielen anderen christlichen Traditionen.

Vielen Dank!

Der rote Faden Ökumene

Neue Diözesanbeauftragte für Ökumene im Bistum Osnabrück

Stephanie van de Loo

Darf ich mich vorstellen? Ich bin Stephanie van de Loo, die neue Diözesanbeauftragte für Ökumene im Bistum Osnabrück. Der rote Faden Ökumene schlängelt sich schon länger durch mein Leben, obwohl ich sehr „klassisch katholisch“ am Niederrhein aufgewachsen bin. Während meines Studiums (Englisch, Religionslehre, Pädagogik) hat mich interessiert, wie konfessionelle Identitäten gewaltvolle Kraft entwickeln können, aber auch welches Friedenspotential in ökumenischem und interreligiösem Dialog steckt. Als Freiwillige in einem bosnischen Flüchtlingslager konnte ich das am jugoslawischen Krieg beobachten. Nach dem 1. Staatsexamen im Jahr 2000 war ich als Mitarbeiterin am Ökumenischen Institut der katholisch-theologischen Fakultät in Münster tätig, durfte Seminare zu Ökumene, Ostkirchenkunde und Friedensforschung geben und zum Thema „Versöhnungsarbeit durch Dritte“ promovieren. Den roten Faden Ökumene habe ich dabei immer interdisziplinär gelegt, durch Kooperationen mit anderen Fächern der Theologie und über die Theologie hinaus.

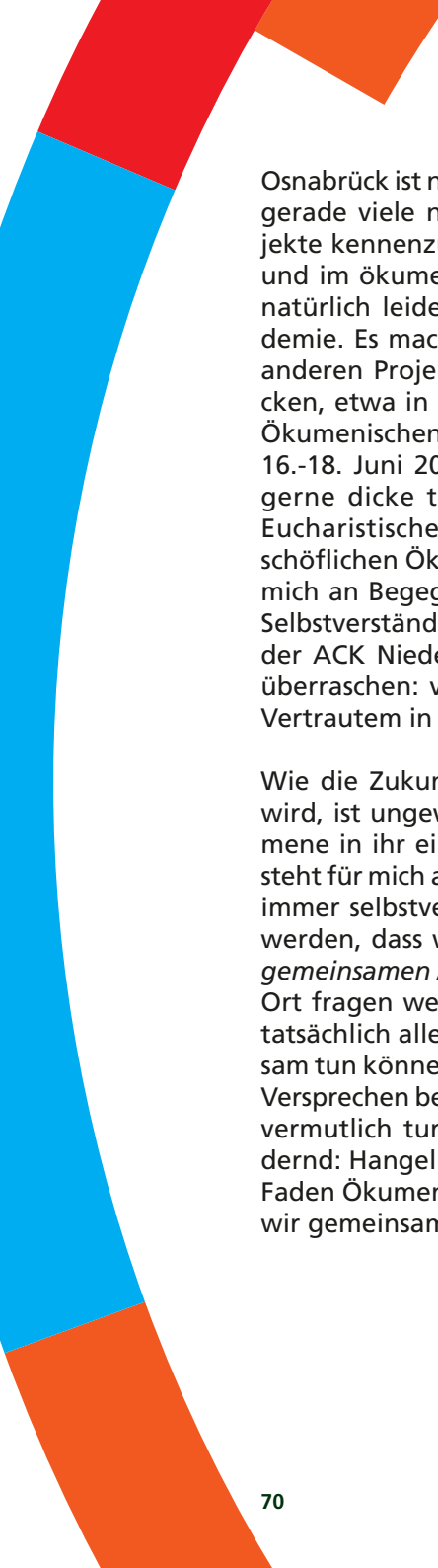
Meine erste berufliche Station nach der Promotion führte mich im Herbst 2010 ins Bistum Osnabrück, in das ökumenische Tagungs- und Gästehaus Stiftung Kloster Frenswegen. Hier sah ich mich als Studienleiterin plötzlich inmitten von reformatorischer Vielfalt, ein für



(Foto: privat)

mich neues Feld. Einige der sechs Konfessionen von Frenswegen, wie die altreformierte Kirche oder die Herrnhuter Brüdergemeine, waren mir noch völlig fremd. Der rote Faden Ökumene führte mich so in die Grafschaft Bentheim, mit ihrer ganz eigenen konfessionellen Prägung und besonderen ökumenischen Dynamik. Ich sammelte hier neue Erfahrungen mit geistlicher Ökumene und mit der Ökumene im lebenspraktischen Alltag.

Seit November 2021 bin ich nun gemeinsam mit Domkapitular Reinhard Molitor für die Ökumene im Bistum Osnabrück verantwortlich. Nun pendle ich von Rheine, wo ich weiterhin mit meinem Mann und unseren drei Kindern wohne, nach Osnabrück, ins Seelsorgeamt. Neben dieser halben Stelle arbeite ich freiberuflich als systemisch-lösungsorientierte Supervisorin (DGSv) in verschiedenen sozialen und pädagogischen Bereichen. Die Region



Osnabrück ist neu für mich. Ich genieße es sehr, gerade viele neue Menschen, Orte und Projekte kennenzulernen, innerhalb des Bistums und im ökumenischen Miteinander – derzeit natürlich leider ausgebremst durch die Pandemie. Es macht mir Freude, gemeinsam mit anderen Projekte auszudenken und anzupacken, etwa in der Steuerungsgruppe für den Ökumenischen Kirchentag in Osnabrück vom 16.-18. Juni 2023. Ich bohre auch manchmal gerne dicke theologische Bretter, etwa zu Eucharistischer Gastfreundschaft in der bischöflichen Ökumenekommission. Ich erfreue mich an Begegnungen, die über die eigenen Selbstverständlichkeiten hinausführen, z.B. in der ACK Niedersachsen und lasse mich gern überraschen: von Neuem in Vertrautem und Vertrautem in Neuem.

Wie die Zukunft unserer Kirche(n) aussehen wird, ist ungewiss. Dass der rote Faden Ökumene in ihr eine zentrale Rolle spielen wird, steht für mich außer Frage: Ich glaube, dass wir immer selbstverständlicher „christlich“ leben werden, dass wir immer mehr nach unserem *gemeinsamen* Auftrag in dieser Zeit an diesem Ort fragen werden. In meiner Vision tun wir tatsächlich alles gemeinsam, was wir gemeinsam tun können, und nehmen unsere eigenen Versprechen beim Wort. Die Reise dorthin wird vermutlich turbulent, aufregend, herausfordernd: Hangeln wir uns gemeinsam am roten Faden Ökumene entlang! Ich freue mich, dass wir gemeinsam unterwegs sind!



72

